Bielefeld 2022/2023

Jugend schreibt

Arbeitsgruppe „Jugend schreibt“
in Zusammenarbeit mit der Literaturzeitschrift „Tentakel“
Helmholtz-Gymnasium, Ravensberger Str. 131, 33607 Bielefeld
Layout: Bernd Ackehurst

INHALTSVERZEICHNIS

Kategorie: Lyrik

S. 6 Frida Friese u. Luise Kerker, erinnerungswut
S. 6 Frida Friese u. Luise Kerker, Tief unten das Meer
S. 6 Emma Martin, Herbstmorgen
S. 7 Lilias Arwen Hedermann, Dinge, die ich nicht ausspreche

Kategorie: Selbst:Gespräch

S. 8 Celina Hecht, Selbst:Gespräch
S. 8 Franziska Übelacker, Atemlos
S. 9 Frida Friese, Epiphanie um zwei Uhr nachts
S. 10 Rebecca Kemner, Doch über ihr ist nur der Himmel
S. 17 Emily Pautz, Ich rieche Mord und Fischöl
S. 22 Felina Sophie Queseleit, Selbstgespräch

Kategorie: gestern - heute - morgen

S. 24 Melina Eikermann, Kaputte Welt
S. 26 Maya Lianne Keill, Drei Zeiten, Drei Menschen, Eine Welt
S. 30 Lina Kindsgrab, Wenn gestern heute ist
S. 32 Singa Nalani Dörrie, Schuld
S. 33 Rebecca Kemner, Gestern - Heute - Morgen

Juror*innen:
Kathrin Bödding
Peter Bornhöft
Matthias Bronisch
Ralf Burnicki
Anja Debrow
Ulla Linnemann
Julia Ovesiek
Dr. Andreas Siekmann

VORWORT

erneut ist ein Jahr vergangen. Ein Jahr. Schon wieder? Oder doch NUR ein Jahr?
Denn bisweilen scheint die Welt auch stillzustehen, zu verharren, in Schockstarre. Um dann doch umso heftiger zu beben, wie Anfang des Jahres in der Türkei.
Nach wie vor tobt auch in Europa ein Krieg, ein Krieg der ewig Gestrigen, denen der Horizont für ein **„Morgen“** fehlt und die deshalb versuchen das **„Gestern“** ins **„Heute“** zu holen.
Verhandlungen werden gefordert, Diplomatie, Diskurs, Dialog. Doch wie kommt man vom Monolog zum Dialog?
Vom eigenen **Selbst** zum **Gespräch?** Der Doppelpunkt im Titel der diesjährigen Kategorie **Selbst:Gespräch** soll diese Hürde veranschaulichen und zugleich die Frage aufwerfen, wieviel vom eigenen „Selbst“ in ein Gespräch eingebracht werden kann, darf oder muss.

Mit dieser Frage hat sich eine ganze Reihe junger Autor:innen im Rahmen des diesjährigen 45. Jugend-schreibt-Wettbewerbs befasst. Darunter befinden sich erfreulicherweise auch einige „Wiederholungstäter:innen“ und z.T. auch Preisträger:innen aus den letzten Jahren, was noch einmal verdeutlicht, wie sehr sich die angehenden Jungliterat:innen mit diesem Wettbewerb verbunden fühlen.

Herausgekommen sind dabei erneut einige fantasiereiche, bewegende, aber auch witzige Erzählungen und Gedichte, aus denen die Jury unter Berücksichtigung der Altersstufen wieder die in ihren Augen besten Texte ausgewählt hat.

Finanzielle Unterstützung für den Druck der Anthologie und die Durchführung der Workshops bekommen wir auch in diesem Jahr dankenswerter Weise von der Sparkasse Bielefeld. Vielen Dank an den Sponsor, der diesen Wettbewerb erst möglich macht!

Ein weiteres großes Dankeschön geht an die jungen Autorinnen und Autoren, die uns jedes Jahr wieder ihr Vertrauen schenken und ihre Texte einsenden.

Wir hoffen sehr, dass sich viele Leser und Leserinnen durch diese Sammlung ermutigt fühlen und im nächsten Jahr Lust und Mut haben, am 46. Wettbewerb „Jugend schreibt“ teilzunehmen.

Die in diesem Heft abgedruckten Bilder wurden von Schüler:innen der Jahrgangsstufen 5 und 7 im Kunstunterricht von Frau Bucko gestaltet.

„Die Weltliteratur ist die konservierte
Stimme der Menschheit,
das unendliche Gespräch aus
zehntausend Jahren,
ein unaufhörliches Selbstgespräch
der Menschheit.“
(Hermann Kesten)

Herzliche Grüße,
Jennifer Pieper
(Koordinatorin des Wettbewerbs „Jugend schreibt“)

Kategorie: Lyrik

Frida Friese und Luise Kerker (2006)

ERINNERUNGSWUT

totgelachte witze
wandern in roter blüte
in zäh-weichem gemüte
hölzerne hitze

des zauberers tod
im steinernen flug
mit giggelnder not
schreit lachend: “betrug!”

und grau gärende glut
und frei fiebernde flut
und mehl mahlender mut
und heiß humpelnder hut
erinnerungswut

Frida Friese und Luise Kerker (2006)

TIEF UNTEN DAS MEER

Grau schlagen die Wellen
an steinerner Klippe
Schäumend und bäumend und Felsen umsäumend
Ich bin.

In kalt wehendem Wind
Klingen schmeichelnde Rufe
In meinem Herz schwarz-brodelnde Schuld
Tief unten das Meer

Die Welt auf dem Kopf
Schnell wirbelnde Ufer
Wie Regen, ich fliege
Tief unten das Meer

Grau schlugen die Wellen
An steinerner Klippe
Schäumend und bäumend und Felsen umsäumend
Ich war.

Emma Martin (2005)

HERBSTMORGEN

Wolken reichen Zweigen
Im stillen Grau die Hand
Das Dunkel lauscht gespannt
Der Wind stimmt seine Geigen.

Des Baumes letzter Atem schwingt
An tropfenschweren Schnüren
Mondblicke verführen
Und der letzte gelbe Ton verklingt.

Himmelsaugen tränen
Die mühsam meine Hand erreichen
Doch meine Finger gleichen
Jenem
Blatt.

Lilias Arwen Hedermann (2005)

DINGE, DIE ICH NICHT AUSSPRECHE

Es gibt so viele Gedanken über dich, doch nur so wenige werden ausgesprochen.
Es gibt so viele Dinge die ich an dir mag, doch wertschätze ich sie so selten.
Ich mag die Art wie du mich anguckst.
Wenn du einen Witz gemacht hast, um zu gucken ob ich auch lache.
Wenn jemand etwas dummes sagst und du weißt, dass ich mich später darüber lustig mache.
Oder wenn sich unsere Blicke still begegnen und wir gemeinsam Schweigen.
Ich mag, dass du aufstehst wenn ich den Film zu laut finde um ihn leiser zu machen.
Ich mag, dass du mich immer noch im Arm hältst beim Aufwachen.
Dieses sichere Gefühle, das du mir durch die kleinsten Dinge gibst.
Wenn du diese nicht immer vor dir her schiebst,
sondern mir auch wirklich zeigst wie viel ich dir bedeute.
Ich mag, dass du mich immer fragst wie es mir geht, für mich da bist egal wie sehr sich bei mir alles dreht.
Die Art wie du mit mir umgehst.
Wenn du neben mir stehst und deinen Arm um mich legst.
Wenn du mir die Haare aus dem Gesicht streichst.
Wenn du aus Spaß vor mir zurückweichst,
nur um dann doch meine Hand zu nehmen.
Ich mag die Gefühle, welche du mich fühlen lässt.
Wie ich lächeln muss wenn du mir schreibst,
mich freue wenn du in meiner Nähe bleibst.
Doch ich mag auch die Gefühle die du mich nicht fühlen lässt.
Keine Schuld, wenn ich dir nicht direkt antworte, Entscheidungen nicht befürworte.
Kein Druck für Unternehmungen, eine Absage ohne unangenehme Vernehmung.
Ich mag dass ich deine Klamotten zum anziehen bekomme.
Ich mag die Art wie du dich freust wenn ich mit meinen Problemen bei dir ankomme,
und wir gemeinsam eine Lösung finden.
Ich mag, dass ich dir diesen Text zeigen kann ohne dass ich mich dafür schämen muss.
Es gibt so viele Dinge die ich an dir mag, doch wertschätze ich sie so selten.
Weshalb es ab nun Dinge sind, die ich ausspreche

Kategorie: Selbst:Gespräch

Celina Hecht (2007)

SELBST:GESPRÄCH

„Das hast du nicht! ´´ruft Lia aus. Sie ist meine beste Freundin. Oder sowas ähnliches. Glaube ich jedenfalls.
Immerhin ist sie diejenige, mit der ich schon seit drei Jahren das gemeinsame Leid, Mr. Brubeck in Geschichte zu haben teile. Und wir sitzen in der Mensa am gleichen Tisch.
Zumindest war das gerade eben noch so. Oder doch nicht?
Ehrlich gesagt bin ich mir da selber nicht mehr ganz so sicher.
Manchmal ist es so, als würde ich in einem Goldfischglas leben. Ihr wisst schon was ich meine. Diese runden Glasgefängnisse in denen man als Goldfisch rein realistisch gedacht gar nicht mehr wissen kann, wo eigentlich unten und oben ist. Zwar haben meine neusten Google Recherchen ergeben, dass das mit dem drei Sekunden Gedächtnis bei Goldfischen wohl doch nicht stimmt, aber wenn nicht bei ihnen, dann mit ziemlicher Sicherheit bei mir.
Ich meine seht mich doch mal an.
Oh Mist. Lia.
Sie steht immer noch vor mir und sieht mich entgeistert an.
Wieviel Zeit wohl vergangen ist, seit dem wir hier so verloren im Foyer stehen 19 Sekunden, 14 Minuten, oder vielleicht schon eine Stunde?
Stopp! Jetzt reiß dich zusammen und sag was, bevor sie sich umdreht und geht!
Hiermit ist dieses Gespräch beendet. Also zumindest für mich. In meinem Kopf.
Zeit für eine neue Konversation, diesmal nicht mit mir, sondern mit dem dunkellockigen Mädchen, dass ich seit neustem meine BFF nenne. Oder sowas ähnliches.
„Was meinst du gleich?´´ frage ich sie.
Meine Stimme ist hell und klar. Meine Musiklehrerin Mrs. Gallagher liebt das, sie lässt mich immer die erste Stimme als Solo singen. Oder doch nur beim Frühjahrkonzert letztes Jahr?
Ich sollte wirklich aufhören alles zu hinterfragen. Und mich endlich auf das Gespräch konzentrieren.
Ermahne ich meine Gedanken.
Also mich selbst. Oder wäre das zu weit gefasst?
Schande.
Lia hatte den Mund auf und zu gemacht. Wahrscheinlich die Antwort auf meine Rückfrage.

Franziska Übelacker (2007)

ATEMLOS

Enge. Ich versuche mich zu bewegen, will schreien, um Hilfe rufen. Einfach irgendetwas tun, aber ich kann nicht. Ich will atmen, doch in mir zieht sich alles zusammen, ich kann es nicht. Ich kann mich nicht bewegen, bin wie gelähmt. Ich verliere mehr und mehr die Kontrolle. Mit jeder Sekunde, in der ich versuche zu kämpfen, werde ich schwächer, ich kann nicht mehr.
Will den Kampf beenden, aber die Hoffnung nicht aufgeben. Sie ist das Einzige, das mich am Leben hält.
Mit jedem verstrichenen Moment vernebelt die Sicht um mich herum mehr und mehr. Meine Gedanken werden dunkler, kaum sichtbar und ich sehe die Welt wie durch einen Schleier.
Mein Körper wird schwer. Unendlich schwer. Ein Gefühl, als würden Arme und Beine einschlafen. Ich spüre sie nicht mehr und trotzdem kann ich ihre Eiseskälte genau fühlen.
Ich schließe die Augen, versuche mit der Panik, die aufkommt, umzugehen. Mich selbst zu beruhigen. Panik bringt nichts. Ich muss ruhig bleiben und mich fokussieren, an der Hoffnung festhalten.
Ich versuche jeden Gedanken, den ich habe, ins Positive zu bewegen, die endlose Verzweiflung zu verdrängen. Aber mit jeder Sekunde, die verstreicht, wird es schwieriger, es wird dunkler. Was bleibt ist die Panik.
Langsam verliere ich jede Kontrolle, sogar über meine eigene innere Stimme. Ich sehe Szenarien vor meinem inneren Auge abspielen. Sie sind surreal und trotzdem scheinen sie so wahr, dass ich sie glaube. Ich sehe meine Freunde, meine Familie. Sie alle lachen und fragen mich, warum ich nicht mit ihnen lache, warum ich weine.
Ich mache den Mund auf, will antworten. Ich will sagen, dass ich nicht weinen will, dass es nicht ihre Schuld ist, aber kein Wort kommt über meine Lippen. Nichts, kein einziger Ton.
Ich verzweifle erneut, verfalle in unendliche Panik, gefangen in der fiktiven Situation, vorgespielt von meinem Verstand. Ich sehe die Gesichter wie sie mich anschauen und mich fragen, was sie falsch gemacht haben. Ich sehe, wie jede Freude aus ihren Gesichtern verstreicht. Sie fühlen sich schuldig.
Ich will etwas sagen, muss etwas sagen, aber habe keine Kontrolle und bekomme davon Panik, unendliche Panik. Versuche ein letztes Mal, gegen alles anzukämpfen, aber mit einem Schlag wird es schwarz.
Die Gesichter verschwinden, ich sehe nichts mehr. Meine Gefühle verschwinden, ich empfinde nichts mehr. Ich habe keine Schmerzen mehr, spüre die Panik nicht mehr. Ich spüre auf einmal nichts mehr. Verliere jeglichen Überblick über Raum und Zeit. Verliere die Kontrolle über meinen Körper, meinen Geist, aber es macht mir nichts mehr aus.
Ich sehe und fühle nichts. Weder Stille noch Lärm. Weder Helligkeit noch Dunkelheit. Weder Freude noch Trauer. Keine Panik, keine Erleichterung.
Undefinierbar und trotzdem klar.

Ihr Körper sank weiter, dem Meeresgrund entgegen. Das Wasser zog sie förmlich in den Ozean hinein, immer tiefer in das alles erdrückende Schwarz. Man konnte ihren Kampf einige Sekunden, Minuten verfolgen. Konnte ihrem stillen Kampf ums Überleben zuschauen. Doch mit einem Mal hörte es auf. Ihr Körper wehrte sich nicht mehr. Ihr Körper gab auf.
Der Kampf war vorbei, das Mädchen tot.

Frida Friese (2006)

EPIPHANIE UM ZWEI UHR NACHTS

Das Licht einer Straßenlaterne malt einen gelben Kreis an ihre schwarze Zimmerdecke und ihr wird klar, dass Menschheit, Menschlichkeit, Einsamkeit ist.
Sie atmet aus und sie hört ihren Atem. Luft verlässt ihre Lungen, ihren Mund.
Schallwellen machen sich auf eine Reise durch Raum und Zeit und treffen auf ihre Ohren, und als sie ihren Atemzug hört, liegt er schon zusammen mit Cleopatras Kinderlachen und dem ersten Schritt des letzten Dinosauriers in einer staubigen, unwiederholbaren Vergangenheit. Und als sich ihr erster Gedanke formt, sonnen sich die Schallwellen bereits im ersten Sonnenstrahl, der je auf die Erde traf; und als der Gedanke zur Klarheit wird, liegt seine erste Ahnung schon zwischen Pompeiis verschütteten Leichen in der Asche. Und wenn sie die Klarheit in Worte fassen will, verflüchtigt sie sich schon, reist leichtfüßig mit den Samen einer Pusteblume und lauscht Ciceros erstem Wort.
Also formt sie keine Worte, sie liegt nur; liegt und denkt.
Der gelbe Kreis an der Zimmerdecke ist schon vergangen, wenn sie ihn sieht; er existiert nicht mehr, und das Licht, das auf ihre Augen trifft, ist nur ein schwacher Abglanz einer Vergangenheit, deren Gegenwart für sie unerreichbar ist. Wer weiß, wie das Licht wirklich aussieht, in seiner eigenen Gegenwart?
Wir leben in einer Welt, denkt sie, in der Miteinander eine Illusion ist, gestern und morgen individuelle Konstrukte und die Gegenwart ein unauflöslicher Widerspruch; und die Atome ihres Körpers sind nur eine Leihgabe aus der unerschöpflich endlichen Bibliothek der Welt, deren Leihfrist sie nicht kennt. Gleichzeitigkeit existiert nur in der Vergangenheit, und doch ist das immer gegenwärtige Vergangene und Vergehende der Grund dafür, dass es kein Gleichzeitig gibt.
Das Ich, denkt sie, ist ein sehr junges Kind,

das sein Leben lang mit unsicheren Schritten durch die Aschen der Vergangenheit tritt; und jeder seiner Rufe wird jemandes anderen äscherne Welt.
Und sie lächelt.
Sie ist auf einmal nicht mehr ganz sicher, wozu sie hier ist - ob sie hier ist. Oder mehr, ob andere hier sind. Wenn jeder in seiner eigenen Welt lebt, für andere unberührbar, woher weiß sie dann, dass es diese anderen überhaupt gibt? Und selbst wenn, selbst wenn ihre Augen nicht lügen, ihre Ohren sie nicht täuschen - die Realität jedes Menschen bleibt unteilbar, und so ist Einsamkeit vom Menschsein nicht zu trennen.
Das Licht an der Decke flackert, oder es hat geflackert, oder es wird flackern.
Links von ihr leuchten bläuliche Neonzahlen, und in einer Welt, in der Zeit relativ, unverständlich, unmöglich ist, ist es 02:27 Uhr und fünf Sekunden. Und sie weiß, dass sie am nächsten Morgen, so unmöglich Gegenwart auch sein mag, früh aufstehen muss.
Und so schließt sie Augen, atmet aus, und schläft ein; und um sie herum tanzen die farbenfrohen Schemen ihrer äschernen Vergangenheit.

Rebecca Kemner (2006)

DOCH ÜBER IHR IST NUR DER HIMMEL

Es ist schon fast Abend. Nach einem langen Schultag steigt Carla in den Bus. Sie ist sehr müde, da sie in der neunten und zehnten Stunde Sportunterricht gehabt hat. Zum Glück muss sie aber nicht mehr viele Hausaufgaben machen. Lediglich in Mathe noch ein paar Aufgaben zu Ende rechnen. Die Busfahrt macht Carla noch müder als zuvor. Sie ist völlig erschöpft, als der Bus endlich an ihrer Haltestelle ankommt. Carla steigt aus. Sie schlurft die letzten Meter ihres Schulwegs. Doch dann... ein lauter Knall! Carla weiß nicht, wie ihr geschieht. Es fühlt sich an, als würde sich alles drehen. Es ist mal hell, mal dunkel, mal alles dazwischen. Dann wieder das Drehen. Oder ist es vielleicht doch ein Fallen? Dann, genauso schnell wie es angefangen hat, ist es wieder vorbei.

Carla realisiert, dass sie auf dem Boden liegt. „Ich muss wohl ausgerutscht und hingefallen sein", denkt sie sich. Aber als sie ihre Augen öffnet, erblickt sie eine Zimmerdecke. Natürlich bemerkt Carla schnell, dass sie nicht mehr auf ihrem Schulweg ist. Sie rappelt sich auf und schaut sich um. Nichts. Oder doch? Es ist ein weißer Raum, groß und leer wie ein wolkenloser Himmel. Doch! Da ist etwas. In dem Raum von unendlichen Maßen macht sie einen winzigen Tisch aus. Interessant, wie Eindrücke doch täuschen können. Aber warte! An dem Tisch entdeckt sie ein anderes Mädchen. „Ich bin nicht alleine", flüstert Carla, „Ist das gut oder schlecht ?" Das fremde Mädchen winkt ihr zu und deutet auf den Stuhl ihr gegenüber. Vorsichtig steht Carla auf und tritt näher an den Tisch heran. Das Mädchen sieht freundlich aus, also setzt sich Carla. Ihr Gegenüber kann nicht älter als vier Jahre alt sein, verhält sich aber wie eine Erwachsene. Wie kann das sein? Sie hat gerötete Bäckchen, ihre Haare sind kurz geschnitten, sie gehen bis kurz über die Schulter und locken sich in blonden Strähnen, als bestünde ihre Aufgabe nur darin, ihr kleines kindliches Gesicht zu umrahmen. „Sie sieht süß aus", denkt Carla sich, „ aber irgendwie auch vertraut. Sehr vertraut. Hab ich vielleicht schon einmal bei den Ferienspielen auf sie aufgepasst?", überlegt Carla weiter. „Nein, an sich nicht. Aber dann muss ich sie irgendwo anders her kennen." Carla entfährt ein überraschtes „Wow", als ihr einfällt, woher sie das kleine Mädchen kennt. Aber ist das möglich? „Du siehst genauso aus, wie ich in meinem Babyalbum", stellt Carla erschrocken fest. „Genau, ich bin du in klein", antwortet das Mädchen mit einer viel zu erwachsenen Stimme für ihr Alter. „Oh… ähm…wa…" Carla bringt vor Erstaunen kein Wort mehr heraus.
„Du bist bestimmt erstaunt, warum du hier bist. Ich will versuchen, es dir zu erklären. Wir sind so eine Art Gruppe, die für das Glück arbeitet.

Wir haben dich beobachtet und gemerkt, wie unglücklich du eigentlich bist. Deswegen bist du nun hier. Nachdem du unseren ‚Gang zum Glück´ beendet hast, wirst du zurück in dein Leben gebracht und lebst hoffentlich glücklicher als zuvor. Ich kann dir auch voller Stolz verkünden, dass wir eine 100-prozentige Erfolgsrate haben." Das Mädchen blickt in Carlas verdutzten Gesichtsausdruck. „Das bedeutet, ausnahmslos jedem, der vor dir hier war, ging es anschließend besser." „Ja, ich weiß schon was 100-prozentig bedeutet, aber das ist doch wohl ein schlechter Witz. Was heißt das, ihr arbeitet für das Glück? Wie soll das denn bitte funktionieren? Kommt es einfach zu euch und sagt euch, wen ihr mitnehmen sollt, oder wie? Und wo bin ich eigentlich? Ich war doch schon fast zu Hause? Mir kommt das hier vor, wie das Kidnapping in einem schlechten Krimi. Wobei die größte Frage überhaupt wäre: wieso, um Himmels Willen, siehst du so aus wie ich als kleines Kind?", löchert Carla ihr gegenüber mit Fragen. Ihre Verwirrung wandelte sich zunehmend in Skepsis und Wut. „Ja, das war vielleicht von mir nicht ganz so gut ausgedrückt. Ich gebe es zu. Allerdings, um deine Fragen zu beantworten, du darfst dir das Glück keinesfalls als Mensch vorstellen, es ist wie ich ein Wesen. Genau deswegen sehe ich übrigens aus wie du. Ich sehe immer wie der Mensch aus, um den ich mich gerade kümmere. Was war da noch? Ach, ja! Zu deiner Frage, wo du bist: wir befinden uns an einem Ort, der extra für diesen Zweck errichtet worden ist. Das kann ich dir aber nicht logisch erklären, es ist kompliziert. Genauso deine Frage danach, was für Wesen wir und das Glück sind. Du bist nämlich nicht die erste, die eine Erklärung fordert. Wir haben nachgeforscht. Es gibt in keiner Sprache eurer Welt ein Wort, welches uns annähernd beschreiben könnte. Allerdings konnten wie auch keinen Menschen finden, der so viel Fantasie hat, sich uns wirklich vorzustellen. Aber was ich dir noch sagen möchte: ich verstehe, dass du das Ganze hier mit einem Kidnapping vergleichst. Aber du musst Vertrauen haben." „Vertrauen! Vertrauen! Du erwartest ernsthaft von mir, dass ich dir das glaube und dass ich dir dann zusätzlich noch vertraue? Bei dir läuft wohl etwas nicht richtig! Lass mich sofort nach Hause!", kreischt Carla ihr Gegenüber an.

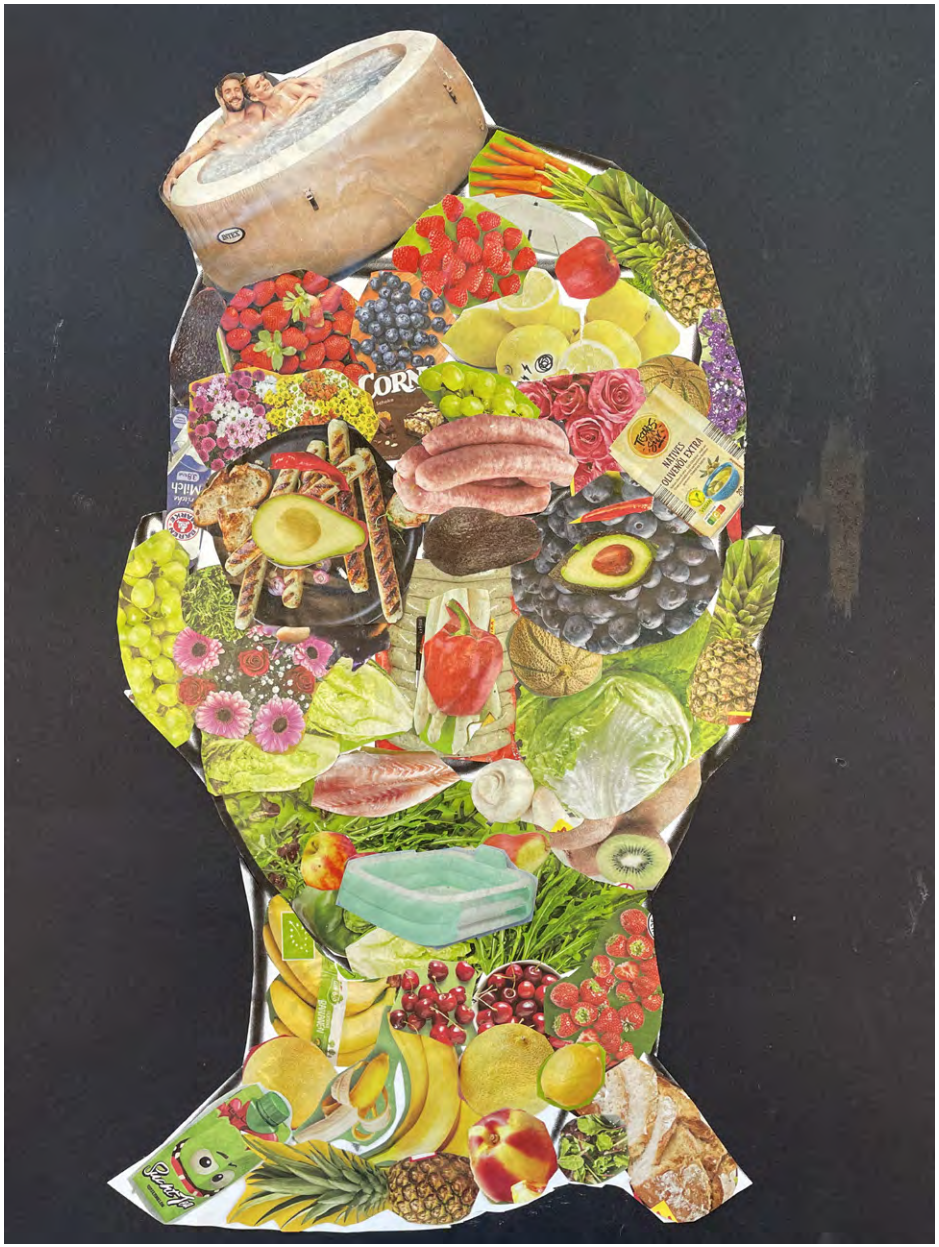
Doch bevor sie etwas tun kann, haucht ihr jüngeres Ich sie quer über den Tisch an und weg ist die Wut. Sie spürt es wirklich. Das, was sie schon so lange nicht mehr gefühlt hat. Komplettes Vertrauen! Sie weiß noch genau, was sie eben gehört hat, doch sie vertraut der kleinen Carla, obwohl es sich seltsam anfühlt, so plötzlich Vertrauen zu fassen.

„Ich habe dich nur angehaucht, damit deine Blockade gelöst wird. Tief in deinem Inneren willst du glauben. Du willst daran glauben, dass es Wunder gibt und vor allem willst du wirklich glücklich sein, wie ich es dir versprochen habe", erzählt die kleine Carla in einem sogar schuldbewussten Ton. Carla hört die Worte. Im Normalfall würde sie jetzt äußerst sauer reagieren. Was bildet sich dieses fremde Mädchen ein, zu denken, dass sie Carla so gut kennen würde. Doch anstatt Wut verspürt Carla nur Vertrauen und Hoffnung, ansonsten rein gar nichts. Sie lässt sich komplett in ihre neue Situation fallen…

„Weißt du noch, als du vier Jahre alt warst, hast du mit deiner Familie im Urlaub in Frankreich einen Ausflug zur Pariser Oper gemacht. Es war schon immer der Traum deiner Mutter gewesen. Als junges Mädchen hat sie angefangen Theater zu spielen. Später hat sie als Assistentin im Theater begonnen, bis sie sich schließlich zur Theaterdirektorin hochgearbeitet hat. Deine Mutter liebt ihren Beruf und deswegen habt ihr den Ausflug auch gemacht, weil sie schon immer davon geschwärmt hatte, sich ein Stück an ihrer geliebten ‚Opéra Garnier´, anzusehen. Für dich als vierjähriges Kind hat die Aufführung allerdings viel zu lange gedauert. Wirklich verstanden, wieso dieses Gebäude jetzt so besonders sein sollte, hast du auch nicht. Was du aber verstanden hast ist, wie wichtig dieser Ausflug deiner Mutter war. Sie redete noch wochenlang nach eurer Rückkehr begeistert von der Oper, die für dich eher beängstigend gewirkt hatte. Als sie dich nach ihren Schwärmereien immer gefragt hat, ob du nicht auch in der örtlichen Theatergruppe beginnen möchtest, hast du letztendlich nachgegeben. Der Grund für deine Zustimmung war aber hauptsächlich, dass du deine Mutter dadurch glücklich machen konntest." „Ich mochte es aber immer in der Theatergruppe. An den Opernbesuch kann ich mich übrigens kaum noch erinnern, schließlich war ich damals erst vier Jahre alt", erwidert Carla. „Dass dir die Theatergruppe Spaß gemacht hat, bezweifle ich auch nicht. Aber ist dir inzwischen nicht der Text, den du in den Rollen für dein Alter auswendig lernen musst, nicht eher lästig, als dass es dir Spaß macht? Was du ganz sicher nicht leugnen kannst ist, wie du in deinen Theaterpausen immer in die bodentiefen Fenster des Jugendtreffs direkt nebenan guckst. Dort trifft sich zur gleichen Zeit, zu der du Probe hast, eine Jugendgruppe, die sich mit Naturwissenschaften beschäftigt. Vor langer Zeit hast du bereits gemerkt, dass du die Chemieexperimente, die Versuche in Physik und die Mikroskope in der Biologie viel interessanter findest", spricht die junge Carla die Worte aus, die die ältere eigentlich seit langem insgeheim in die Welt hinausschreien will. Genau das ist es. Theater hat ihr früher einmal Spaß gemacht, aber inzwischen spielt sie nur noch, um ihre Mutter stolz zu machen. Den letzten Gedanken hat die ältere Carla nicht ausgesprochen, allerdings weiß sie, als sie ihrem jüngeren Ich in die Augen schaut, dass diese es trotzdem genau weiß. Auf einmal hat Carla den Mut, ihrer Mutter zu beichten, dass sie lieber in der Naturwissenschaftsgruppe teilnehmen möchte. Sie würde dem Theater ja nicht ganz den Rücken zukehren, sie will bloß nicht mehr 20 Seiten Text in einem Monat auswendig lernen und nicht alle zwei Monate mindestens 32 Stunden am Wochenende Auftritte und Generalproben haben.

Ein helles Licht - und auf einmal sitzt Carla ihrem siebenjährigen Ich gegenüber. „Was hast du mir zu erzählen?",fragt Carla schon beinahe routiniert, da sie ja nun nicht mehr verwirrt sein muss. Sie weiß ja schließlich, was jetzt passiert. Ihr Gegenüber nickt und beginnt zu erzählen: „Weißt du noch damals in der ersten Klasse? Deine erste Freundin in der Schule war Kimberly. Ihr habt euch sofort gut verstanden. Aber darum geht es jetzt nicht, es geht darum, wie sie in der zweiten Klasse auf einmal die Schule gewechselt hat." Carla dämmert es wieder, sie hat sich so gut mit Kimberly verstanden. „Ja, natürlich solltest du dir schnell wieder neue Freunde suchen. Aber bist du dir sicher, dass die Menschen die richtige Wahl waren, die Kimberly immer damit geärgert haben, dass sie die Unterrichtsthemen nicht so schnell versteht?", wird Carlas Gedankengang unterbrochen. Carla erinnert sich schmerzlich daran, wie sie den Rest der Grundschulzeit keine wirklich guten Freunde mehr hatte. Das ekelige Gefühl, welches sie nach der vierten Klasse endgültig verbannt hatte, sprudelt wieder in Carlas Kopf. „Sieh mal, du hast sie nach der Schule immer wieder zu dir oder zu deinem Geburtstag eingeladen. Doch sie ist nie gekommen. Du hast immer noch versucht ihre Freundin zu bleiben. Ich weiß auch, wie enttäuscht du warst, dass deine beste Freundin nichts mehr mit dir zu tun haben wollte. Es ist jetzt aber endlich an der Zeit, dass du die Wahrheit erfährst, um endlich abschließen zu können. Kimberly wollte nichts mehr mit dir zu tun haben, damit du in der Klasse ungestört bist. Hättest du dich nämlich mit derjenigen getroffen, die von allen geärgert wurde, dann wärst du die nächste gewesen. Deine beste Freundin hat dich nicht vergessen oder verraten, sie hat dich geschützt." Carla ist sprachlos, sie guckt ihrem siebenjährigen Ich in die Augen. „Ihr geht es gut. Es ist alles gut, du kannst loslassen", flüstert das junge Mädchen. Diese Bestätigung hatte Carla insgeheim all die Jahre gebraucht. Natürlich vermisst sie ihre Freundin aber manchmal trennt das Leben eben Freunde, wer weiß ob sie sich nicht doch noch wiederfinden.

Dann - wieder das helle Licht. Nun sitzt sie ihrem zwölfjährigen Ich gegenüber. Carla ist nun doch wieder verwirrt. „In dem Alter war doch eigentlich nichts." „Deine Familie! Weißt du noch dein Cousin Noah?",lautet die Frage an Carla. „Oh ja, müssen wir wirklich darüber re-



den?“, entgegnet Carla niedergeschlagen. „Ich glaube es ist gut, wenn du endlich mal mit jemandem darüber reden kannst“, kommt es als Antwort. „ Es war schließlich der zweite beste Freund, den du verloren hast.“ Carla merkt, wie traurig sie deswegen immer noch ist. Obwohl es ihr Cousin ist, war er trotzdem ihr bester Freund. Darüber hinaus bildet sich ein Kloß in Carlas Hals. Es ist noch nicht so lange her und einen neuen besten Freund hat sie auch noch nicht wiedergefunden. Natürlich weiß das Wesen ihr gegenüber, was sie denkt und so fängt es, als hätte Carla laut gedacht, an zu reden. „Deine Eltern sind sehr wütend in dein Zimmer gekommen und haben gesagt, dass sie keinen Kontakt mehr zu deinem Cousin und seinen Eltern haben werden. Sie meinten, dass es für sie in Ordnung wäre, dass sie in eine Sekte gegangen seien, aber das es nicht in Ordnung ist, dass sie versuchen, alle anderen auf unmögliche Weise von ihrem Glauben überzeugen zu wollen.“ „ Ich weiß, als meine Oma gestorben ist, haben sie meinem Vater die Schuld daran gegeben. Sie behaupteten, dass er kein guter Sohn gewesen sei, weil er seine Mutter nicht genug geehrt hätte.“, unterbricht Carla das Wesen. „Das stimmt, schlussendlich meinten deine Eltern, dass sie keinen Kontakt mehr wollten, weil sie zu radikal sind. Du weißt auch noch, wie Noah, als ihr euch getroffen habt, immer schnell sauer geworden ist, wenn du etwas von seinem neuen Glauben angezweifelt oder hinterfragt hast. Du hast verstanden, warum deine Eltern keinen Kontakt mehr wollten. Was du aber nie verstanden hast, ist warum sich dein bester Freund auf einmal so verändert hat. Und darüber musst du dir keine Gedanken mehr machen. Noah hat die Ansichten seiner Eltern sofort übernommen. Außerdem erzählt die Sekte nicht nur seinen Eltern, wie sie die Welt zu sehen haben, sondern auch Noah.“ „ Ich weiß, aber ich möchte doch einfach nur meinen besten Freund zurück!“, schluchzt Carla. „Bist du sicher, dass ein Mensch, der die ganze Zeit nur versucht, dich zu verbessern, damit du auf den rechten Weg kommst, der richtige beste Freund ist?“,fragt das Wesen. Es guckt Carla erwartungsvoll an und flüstert: „Ich weiß, du kennst die richtige Antwort. Du bist schlau, aber du musst loslassen.“ Carla bricht in Tränen aus. Ihr jüngeres Ich nimmt sie in den Arm. Sie tröstet sie so lange, bis es Carla besser geht. „Danke, ich wollte es wirklich nur nicht wahrhaben“,flüstert die echte Carla. Sie wird noch einmal fest umarmt. „Ich wünsche dir viel Glück. Ich schicke dich jetzt in den letzten Raum“, verabschiedet sich Carlas zwölfjähriges Ich.

Dann - wieder das helle Licht. Inzwischen ist Carla schon daran gewöhnt und durch die Vorfreude fühlt es sich sogar fast gut an. Doch diesmal ist der Raum sehr klein. Genau wie der Tisch darin. Ein ganz kleiner Beistelltisch mit einem Telefon darauf. Das Telefon fängt an zu klingeln. Carla erschrickt, damit hat sie nicht gerechnet. Wo sind überhaupt die Helfer des Glücks? Das Telefon hört aber nicht auf zu klingeln. „Dann gehe ich mal lieber dran“, überlegt Carla sich. Sie nimmt den Hörer ab und meldet sich: „Hallo?“ „ Hallo Carla. Wir sind deine Zweifel“, ertönt es nach einer kurzen Pause am anderen Ende der Leitung. „Was? Ich verstehe das nicht.“ „Wir prüfen, wie gut das Programm bei dir funktioniert hat. Am besten beantwortest du uns dafür die Fragen, die wir dir stellen“, tönt es wieder aus dem Hörer. „Ja, ähm, ok…Ich schaffe es wohl, Fragen zu beantworten. Aber wieso seid ihr jetzt meine Zweifel?“ „Du verstehst es gleich. Unsere erste Frage lautet: was wirst du wegen Mathe unternehmen?“ Carla versteht gar nichts mehr. „Wie, wegen Mathe? Ich muss noch Hausaufgaben machen, aber ich verstehe die Frage jetzt nicht.“ „Nein, wir meinen nicht, dass du noch Hausaufgaben machen musst. Wir meinen, dass du jede Stunde im Matheunterricht sitzt und gar nicht verstehst, was die anderen gerade tun. Nachdem du schon dreimal gefragt hast, ob dir das Thema nochmal jemand erklären kann, und du es immer noch nicht verstanden hast, traust du dich auch nicht mehr noch ein viertes oder fünftes Mal nachzufragen“, kommt es aus dem Telefon. „Mal ganz abgesehen davon, dass du schon etwas enttäuscht von

deiner Mathenote auf dem Zeugnis bist." „Ok, ihr habt Recht. Aber dafür bin ich zum Beispiel in Chemie gut", verteidigt sich Carla. „Auch das ist richtig. Doch wieso willst du denn nicht zur Mathenachhilfe gehen, obwohl du auf der anderen Seite unbedingt besser in Mathe werden willst?", lautet die Frage an Carla. Jetzt hat Carla verstanden, warum es ihre Zweifel sind, mit denen sie gerade telefoniert. Carla denkt über die Worte nach. Plötzlich keimt Mut in ihr auf. „Ich hätte mich nicht getraut, den Nachhilfelehrer ein viertes und fünftes Mal nach einer Erklärung zu fragen. Dennoch müsste er es mir auch noch ein zehntes und elftes Mal erklären. Dafür wird er schließlich bezahlt. Ihm steht es nicht zu, über mich zu urteilen. Nur weil ich Mathe in der Schule nicht kann, bedeutet das nicht, dass ich dumm bin. Nach neun Jahren Schule sagt eine einzige Mathenote nichts über mich aus." Aus tiefster Überzeugung schreit das Mädchen die Worte in den Telefonhörer. „Das wollten wir hören, genau so musst du ab jetzt an die Sache ´rangehen. Du darfst dich nicht mehr verstecken. Da du jetzt hoffentlich verstanden hast, worauf wir hinaus wollen: wie sieht es denn mit deiner beruflichen Zukunft aus? Du weißt ja noch nicht, was du machen willst. Solltest du dich nicht so langsam entscheiden?" Carla verspürt erneut Mut in sich aufkeimen. „Nein, ich muss das überhaupt noch nicht wissen. Ich hab noch zwei einhalb Jahre Zeit mich zu entscheiden, bis dahin darf ich so viele Berufe ausprobieren und wieder verwerfen wie ich will! Selbst, wenn ich es in drei oder vier Jahren immer noch nicht weiß, ist es auch nicht schlimm!", verkündet Carla erneut lauthals. Als Antwort kommt es aus dem Hörer: „Und wie sieht es mit allen anderen aus. Du siehst sie schließlich jeden Tag in den sozialen Medien. Du hast nicht so neue Klamotten wie sie, du schaffst es auch nicht genauso viele Gewichte im Fitness Studio zu heben, wie sie. Und du kannst auch nicht so hübsche Kuchen backen wie sie. Im Gegensatz zu ihnen sieht dein Instagram-Kanal komplett langweilig aus." „Ich muss gar nicht so aussehen wie sie, denn unabhängig von meinen Klamotten bin ich auch hübsch. Wenn nicht sogar noch hübscher, weil ich mich nicht hinter Schminke oder den neusten Klamotten verstecke. Das was die jetzt im Fitness Studio schaffen, schaffe ich dann eben in einem halben Jahr! Und meine Kuchen sind extrem lecker, ihre sehen zwar gut aus, schmecken allerdings nur nach Zucker wegen dem vielen Fondant! Ich hab es nicht nötig mich mit denen zu vergleichen! Ich bin gut, so wie ich bin!", schreit Carla so laut sie kann. Ohne das noch etwas aus dem Telefon kommt, weiß Carla, dass sie jetzt glücklich ist. Sie hat es geschafft. Es ist alles so, wie es ihr am Anfang versprochen wurde. Stolz auf ihren Erfolg und höchst zufrieden mit sich selbst legt sie das Telefon zurück und tänzelt überglücklich umher.

Auf einmal erscheint ein Helfer des Glücks. Er sieht genauso aus wie Carla jetzt, kein Tag jünger und kein Tag älter. Ein letzter erstaunter Blick. Sie weiß, dass sie bald wieder in der Realität sein wird. „Du hast es geschafft, wir schicken dich jetzt wieder zurück. Du wirst ab jetzt glücklich sein, das versprechen wir dir." „Mhm, eine Frage habe ich allerdings noch", kommt es von Carla. Ihr Spiegelbild nickt ihr aufmunternd zu. „Warum habt ihr mich geholt? Mir geht es doch eigentlich gut, es gibt Menschen, denen es so viel schlimmer geht als mir." Die andere Carla nickt ihr verständnisvoll zu. „Du fragst dich also, warum wir nicht die Menschen, denen es am schlechtesten geht, zu uns holen? Naja, wir dürfen nicht jeden mitnehmen, wir bekommen einen Namen und das ist ab da unser„Patient". Wieso sich das Glück bestimmte Personen aussucht, wissen wir nicht. Wir versuchen nur so vielen zu helfen, wie uns möglich ist." Carla nickt ihr verständnisvoll zu, wahrscheinlich kann man nicht mal an einem Ort wie diesem hier alles erfahren.

Dann – wieder das helle Licht. Carla ist zurück auf dem Bürgersteig kurz vor ihrem Zuhause. Als wäre nichts gewesen. Ein Blick auf die Uhr verrät ihr, dass nicht viel Zeit vergangen ist. Doch es ist tatsächlich Wirklichkeit geworden. In ihrem tiefsten Inneren fühlt sie das Glück und den Mut, so wie es ihr versprochen wurde. Sie blickt nach oben und flüstert: „Danke!" Doch über ihr ist nur der Himmel.

Emily Pautz (2008)

ICH RIECHE MORD UND FISCHÖL

Zara: Kommt schon Leute! Der Dachboden? Können wir nicht irgendwo anders...?

Morrigan: Nein. Meine Eltern sind nun mal da oben gestorben und nicht im Disneyland. Sorry.

Aviva (empört): Warte mal! Deine Eltern? Wir wissen nicht, wer die echte Seele dieses Körpers ist. Deswegen sind wir hier.

Morrigan: Entspann dich. Man wird ja wohl noch Witze machen dürfen. Also, wer geht zuerst?

Aviva (trocken): Sehr lustig. Aber, dass eins klar ist. Wenn wir uns nicht einen Körper teilen würden, würde ich dich aus dem Fenster werfen.

(Das Mädchen klettert die Dachbodenleiter hinauf. Oben schaltet sie eine Taschenlampe ein.)

Zara: Hier sollte auch mal wieder jemand Staubwischen. (angeekelt) Ewww! Ist das eine Spinne?

Morrigan: Jup.

Aviva (euphorisch): Wenn hier noch der Staub von vor 14 Jahren liegt, haben wir eine Chance wirklich etwas zu finden!

Morrigan: Aus der Zeit des „Unfalls" oder aus dem Mittelalter?

Zara: Du glaubst doch nicht wirklich, dass es ein Unfall war und sie aus dem Fenster gefallen sind?

Aviva: Warst du während der letzten zwei Jahre irgendwie geistig anwesend? Oma musste sie aus dem Fenster werfen, damit die Polizei nicht mitbekommt, was sie wirklich umgebracht hat.

Morrigan: Du meinst, was ihnen ihre Seelen entrissen hat.

Aviva: Dasselbe.

Morrigan: Nicht ganz. Immerhin haben die Seelen meiner, deiner oder was weiß ich wessen Eltern, zwar ihren Körper, ihre Erinnerungen und ihr mentales Alter verloren, ihre Persönlichkeiten leben aber in zwei von uns weiter. Leider.

Aviva: Zu schade, dass du mental noch nicht wieder so weit bist. Dann wärst du vielleicht nicht so eine nervtötende Besserwiss-

Zara (unterbricht sie): Äh, Leute? Was ist das da?

(Zwischen zwei Holzbalken klebt silbriger Schleim)

Morrigan: Sieht nach Speichel aus.

Zara: Ewwww!

Aviva: Klappe. (an Morrigan) Weißt du was das ist?

Morrigan: Noch nicht.

Zara: Wie? Noch nicht? Entweder du weißt es oder du weißt es nicht.

Morrigan: Wir schauen in Omas Codex nach, Dummkopf. Wetten da steht was drin.

Zara: Nein, da schauen wir sicher nicht rein! Das letzte Mal war eine Komplettatastrophe und wir haben-.

Aviva (unterbricht sie): Da waren wir neun und hatten keine Ahnung wie man nicht erwischt wird.

Morrigan: Ja, Zara. Halt die Klappe und zieh endlich mal was durch.

(Das Mädchen bahnt sich seinen Weg zwischen verstaubten Kisten und Kartons hindurch. Bis sie-)

Aviva: Wow, DAS nennt man mal einen Brandfleck.

Zara (haucht): Da muss es passiert sein.

Morrigan: Ha, wahrscheinlich musste Oma nur noch ein paar Einzelteile aus dem Fenster schaffen. Bei der Menge an Energie ist das Meiste ja sicher von alleine weggeflogen.

Zara: Ewwww.

Morrigan: Guck, da ist noch mehr Speichel. Da, an der Wand.

Aviva: Ja, sehr schön. Können wir jetzt?

Morrigan und Zara (gleichzeitig): Nein.

Zara: Denkt ihr, dieser Speichel riecht noch?

Morrigan: Keine Ahnung.

(Das Mädchen nähert sich der silbrigen Wand und riecht an ihr, darauf bedacht sie nicht zu berühren)

Zara: Ich kenne diesen Geruch. Aber woher...? Es riecht würzig... Herb.

Aviva: Eine Mischung aus Kräutergarten und Kotze.
Morrigan: Es riecht nach Fischöl.
Aviva: Nein, warte. Das ist Beifuß.
Zara: Hexenkraut?
Morrigan: Fischkotze.
Aviva: Nein, im Ernst. Ich bin mir sicher.
Morrigan: Ja, kann sein. Ist jetzt auch egal. Wenn wir noch Omas Labor-Bannsprüche knacken wollen, bevor sie zurückkommt, müssen wir jetzt los.
Aviva: Wieso hört eigentlich keiner auf mich? Aber wenn du was sagst, heißt es sofort ‚Auf in den Keller!'
Zara: Da habe ich das schon mal gerochen! Im Keller!
(Die hölzerne Kellertreppe knarzt. Das Mädchen zuckt erschrocken zusammen)
Morrigan: Angsthase.
Zara: Besser Angsthase, als Nervensäge.
(Am Fuß der Treppe liegt ein dunkler Korridor. Das Mädchen betritt ihn. An seinem Ende befindet sich eine schwere Metalltür. Irgendwo tropft Wasser.)
Aviva: Wo hast du den Beifuß gerochen, Zara?
Zara (defensiv): Keine Ahnung. Das ist fünf Jahre her.
Aviva: Schon gut. Hätte ja sein können.
(Das Mädchen entzündet eine weiße Kerze. Sie bewegt sich von einer Seite der Tür zur anderen. Auf ihrer Oberfläche flimmern rote und blaue Lichter.)
Morrigan: Easy. Blau ist der normale Versiegelungsspruch und rot...
Aviva: … bedeutet Hitzezauber. Wissen wir.
(Das Mädchen zieht einen Kohlestift aus der Tasche und zeichnet ein Siegel auf die Tür. Es erinnert entfernt an eine verschnörkelte Flamme. Nichts passiert.)
Aviva: Was ist los? Warum funktioniert es nicht?
Morrigan: Keine Ahnung. Vielleicht hat sie die Zauber irgendwie verstärkt.
Zara: Dann müssen wir das Siegel erst aktivieren.
Aviva: Dazu brauchen wir Wasser. Sollen wir welches von oben holen?
Zara: Warte, da vorne läuft Wasser an der Wand runter.
Morrigan (lacht trocken): Das reicht nie im Leben.
Zara: Lass mich mal machen.
(Das Mädchen nimmt ihr Stirnband ab und wischt damit über die feuchte Wand. Als sie mit dem feuchten Tuch das Siegel berührt, beginnt es zu rauchen und es zischt wie Öl in einer Pfanne.)
Zara: Dachte ichs mir.
(Der Rauch verzieht sich. In der Tür klafft ein Loch. Die Öffnung ist keine 40 Zentimeter breit, aber mehr als einen Meter hoch. Das Stirnband ist verschwunden.)
Aviva: Woher wusstest du, dass die Tür ein Opfer wollte?
Zara: Es passt zu Omas Stil.
Aviva (anerkennend): Wow, was ist denn mit dir passiert?
Zara (stolz): Ich bin halt nicht so unnötig wie ihr denkt.
Morrigan: Fair.
(Das Mädchen quetscht sich durch die Öffnung in der Tür.)
Zara: Ewwww. Riecht ihr das auch?
Aviva: Beifuß. Exzessiv.
Morrigan: Vielleicht analysiert Oma den Speichel von diesem Seelen-Monster.
Aviva: Seit fünf Jahren?
(Das Mädchen nähert sich dem überfüllten Bücherregal. Auf dem Lesepult in der Ecke liegt ein dickes in schwarzes Leder gebundenes Buch.)
Zara: Codex incantionis. Buch der Zaubersprüche.
Aviva: Schreib doch gleich Geheimes-Hexenbuch-Das-Einfach-Rumliegt.
(Das Mädchen öffnet das Buch ehrfürchtig.)
Zara: Wonach suchen wir? Speichel? Seele? Brandfleck?
Morrigan: Nichts. Es gibt hier kein Stichwortverzeichnis!
Aviva: Wartet mal (liest den anderen Beiden vor) Nirraven, auch Seelendieb genannt, ist ein einzigartiger neungehörnter Dämon, der sich von Seelen ernährt. Er entreißt diese den Lebewesen, indem er sie mit seinem silbrigen Speichelsekret benetzt, der das Opfer in einen

tranceartigen Zustand versetzt und ihre Seelen aus dem Körper drängt. Nirraven fängt die „befreiten“ Seelen mit dem Maul auf und verschlingt sie. Nach einem Kraft zehrenden Ritual (siehe Seite 823), kann sich eine Hexe bis zu ihrem Tod zu Nirravens Herrscherin erheben und ihm Befehle erteilen. Häufig beinhalten diese, die Hexe vor anderen Dämonen zu beschützen, da mächtige Hexen solche natürlicherweise anziehen. Nirraven hinterlässt an seinem Aufenthaltsort einen würzigen Geruch, der an Beifuß erinnert.
Zara: An seinem Aufenthaltsort? Heißt das nicht- AHHHH!
(Das Lesepult zersplittert. Ein Dämon, so groß wie ein erwachsener Mann, mit menschlichen Zügen, aber mitternachtsblauer Haut, Flügeln und neun spitzen Hörnern auf dem Kopf, greift nach den Knöcheln des Mädchens. Das springt rückwärts und fällt gegen das Bücherregal. Silbriger Speichel spritzt aus seinem Mund. Nirraven kommt auf das Mädchen zu. Das wirft Bücher nach ihm. Ein schwerer Atlas trifft den Dämon an der Stirn. Das Mädchen sprintet zur Tür. Der Dämon folgt ihr eine Sekunde später. Giftiger Speichel spritzt in ihre Richtung. Sie duckt sich hinter einen Beistelltisch, aber etwas Gift trifft sie am Rücken.)
Aviva: Hilfe! Wa-?
Morrigan: Nein, Aviva!
Zara: Ich lass sie nicht los! Schaff uns hier raus!
(Das Mädchen wirft weitere Bücher nach dem Dämon. Als eines seinen Kiefer unangenehm knacken lässt, wirft sie sich in Richtung Ausgang und quetscht sich hindurch. Am Boden kauernd beobachtet sie den Speichelschwall, der durch die Öffnung in der Tür geschossen kommt.)
Morrigan: Aviva? Bist du noch da?
Zara: Sie ist noch da, aber sie antwortet nicht!
Morrigan: Hältst du sie noch fest?
Zara: Nein, seit wir durch die Tür sind, will sie sich nicht mehr lösen.
Morrigan: Wir müssen dieses Ding loswerden. Wenn es stirbt ist seine Macht gebrochen und die Trance auch. Zumindest in der Theorie. Also? Vorschläge?
(Ein Speichelstrahl zischt durch die Öffnung in der Tür.)
Zara: Sag mal kommen dir seine Giftgeschosse auch größer vor, als eben noch?
Morrigan: Er muss Kraft aus Avivas Seele ziehen. Solange haben wir keine Chance etwas gegen ihn auszurichten.
Zara: Aviva? Hallo? Erde an Aviva!
Morrigan: Sie wird dir nicht antworten. Sie ist in einer Trance.
Zara: Hat Oma uns nicht mal versucht zu hypnotisieren, als wir jünger waren, damit wir uns vertragen? Dafür hatte sie doch auch ein Umkehrritual. War das nicht so ähnlich?
Morrigan: Das war kein dämonisches Ritual, vielleicht funktioniert es hier anders. Davon abgesehen hat es nicht funktioniert, weil der Spruch nicht stark genug war, um uns drei zu hypnotisieren. Nirravens Gift ist ja auch nicht stark genug für uns drei.
Zara: Der Spruch muss ja auch nur bei Aviva funktionieren. Wie das geht, steht bestimmt im Codex.
Morrigan: Wir müssen irgendwie an ihn rankommen. Vorschläge?
Zara: Zufällig, ja.
(Ein Mädchen in einem langen Pelzmantel, mit einem altdamen Hut auf dem Kopf und einer Krokodillederhandtasche in der Hand, wankt die Kellertreppe hinunter.)
Morrigan: Und du glaubst das funktioniert?
Zara: Was Besseres fällt mir nicht ein. Komm schon, wir riechen sogar wie sie.
Morrigan: Ja, leider. Okay, versuchen wir es.
(Sie geht auf die Tür zu und ruft mit kratzender Stimme: „Nirraven! Ich brauche meinen Codex. Gib ihn mir.“ Die Giftschwalle lassen nach. Sie tritt vor die Öffnung in der Tür. Nirraven antwortet mit einem dunklen Flüstern: „Was habt ihr Meisterin? Wieso öffnet ihr die Tür nicht und holt ihn euch?“ „Ich bin in Eile“, antwortet das Mädchen. Nirraven grummelt etwas Unverständliches und reicht den Codex durch die Öffnung. Das Mädchen greift hastig danach. Nirraven brüllt: „Du schon wieder!“ Giftiger Speichel schießt aus seinem Mund. Das Mädchen duckt sich hastig. Nirraven beginnt sich gegen die Tür zu werfen. Die Scharniere ächzen. Das Mädchen flüchtet sich auf

die Kellertreppe und schlägt das schwere Buch auf.)
Zara: Da! Eine Trance beenden (sie überfliegt den Artikel.)
Morrigan und Zara: Ich bin dein Anker, halt dich fest. Ich hole dich zurück ins Jetzt.
(Nichts passiert.)
Zara: Es funktioniert nicht.
Aviva: Was funktioniert nicht? Wo ist Nirraven? Wo sind wir und... warum tragen wir Omas Sachen?
Morrigan: Lange Geschichte.
Zara: Willkommen unter den geistig Anwesenden.
(Die Tür hält Nirraven nicht mehr stand. Er platzt aus dem Labor. Seine Flügel füllen ausgebreitet den ganzen Korridor aus. Das Mädchen stolpert die Treppe hinauf.)
Morrigan: Weg hier!
Aviva (atemlos): Ich habe eine Idee, wie wir ihn vernichten können! Wir müssen uns treffen lassen. Zwei von uns lassen sich von ihm einsaugen, die dritte hält unseren Körper am Leben. Sobald wir von ihm eingesaugt werden, können wir ihn von innen heraus explodieren lassen.
Zara: Sollten wir dann noch leben.
Aviva: Er hat Minuten lang Kraft aus mir gezehrt. Ich denke so schnell erlischt keine Seele.
Morrigan: Du warst auch noch in deinem Körper.
Zara: Und du vergisst die Trance. Wie willst du ihn explodieren lassen, wenn du nicht bei vollem Verstand bist?
Aviva: Er kann nur eine von uns vergiften. Wenn eine von uns anderen es schafft, sich an der in Trance festzuhalten...
(Nirraven hat sie fast erreicht. Das Mädchen klettert die Dachbodenleiter hinauf.)
Zara: Da kann wahnsinnig viel schief gehen.
Morrigan: Versuchen wir es. Weiß jemand von euch einen Explosionszauber?
Zara: Ich!
Morrigan: Dann hoffen wir mal, dass du gleich nicht ohnmächtig wirst.
(Das Mädchen dreht sich zu Nirraven um, der die Treppe hinauf klettert und sich durch die Luke quetscht. Er spuckt Speichel, nach dem Mädchen, das sich nicht duckt.)
Morrigan: Er hat m-
(Etwas, das aussieht wie glänzender Nebel, steigt aus der Nase des Mädchens auf. Zwischen den Dunstschwaden sind die Umrisse zweier Personen auszumachen. Eine gleicht dem Mädchen das sich in einiger Entfernung in Sicherheit bringt. Die andere hat die Silhouette eines Teenager-Jungen. Nirraven reißt den Mund auf. Eine Zunge, wie die eines Chamäleons, schießt aus seinem Schlund hervor, greift nach den beiden Seelen und verschlingt sie. Einen Atemzug später explodiert er in einer ohrenbetäubenden Entladung magischer Energie. Ein riesiger Brandfleck ist alles, was von ihm übrig bleibt. Zwei Seelen steigen aus der Luke auf, schweben durch den Raum und kehren in den Körper des Mädchens zurück.)
Morrigan: Es hat funktioniert! Er ist weg!
Zara (atemlos): Ich weiß! Es war unglaublich. War die Explosion wirklich so laut, wie ich es wahrgenommen habe, Aviva?
Aviva: Ähmm. Zara? Du bist die wahre Seele dieses Körpers.
Zara: Was? Nein!
Aviva: Ich habe es gesehen! Eure Seelen. Ihr... Morrigan, du hattest die Gestalt eines Jungen und Zara, du, du sahst aus wie unser Körper.
Morrigan: Ich? Die Seele eines Jungen? Was ist dein Problem?
Aviva: Ich schwöre, ich hab es gesehen! Morrigan, Nirraven konnte uns aus dem Körper ziehen, Zara nicht. Weil er ihr gehört.
(Zara, Morrigan und Aviva schweigen.)
Zara: Und jetzt?
Aviva: Ich weiß nicht.
Morrigan: Wir sind deine Eltern, Zara. Das ist verdammt komisch.
Aviva: Wir sind die Seelen ihrer Eltern.
Zara: Ich finde, es ändert nichts. Also, wenn es für euch nichts ändert, meine ich.
Aviva: Für mich nicht.
Morrigan: Nicht wirklich.
Zara: Gut, wollen wir dann Oma zur Rede stellen? Ich möchte wissen, wie sie uns diesen Verrat erklären will.
Aviva: Vielleicht sagt sie, sie wollte uns vor etwas viel schlimmerem beschützen.

Morrigan: Oder wir wollten sie vor Nirraven retten und sind dabei drauf gegangen.
Zara: Vielleicht beides.
Aviva: Ändert das was?
Zara: Das ändert alles.

Felina Sophie Queseleit (2004)

SELBSTGESPRÄCH

Hecktisch wühle ich. „Das kann doch nicht sein", murmele ich. „Eben habe ich dich doch noch gesehen, vor fünf Minuten." Ich merke, wie meine Augen feucht werden. „Nicht heulen", sage ich selbst zu mir, in der Hoffnung, dass dies die Lösung ist. „Nicht heulen",wiederhole ich. Aber es bringt nichts. Warum auch.Ich kann mich selbst am wenigsten ernst nehmen. Genervt fährt meine Hand über mein Gesicht und wischt die salzige Flüssigkeit weg, die sich an meinem Mund gesammelt hat.„Nicht heulen, bitte heute nicht". Jetzt schluchze ich. Die Tatsache macht mich so wütend, dass ich energisch aufstehe und meinem Gesicht im Spiegel eine Ohrfeige verpasse. Aber auch jetzt, obwohl es höllisch schmerzt, höre ich nicht auf zu flennen. „Scheiße, scheiß", erzähle ich mit selbst von meinem Pech. „Jedes Mal das Gleiche, wirklich jedes Mal. Und was lerne ich daraus? Nichts, verdammt. Gar nichts". Erneut hocke ich mich hin. Durchwühle nochmals die Tasche meines Rucksackes. Nichts... „Warum ich, warum immer ich?", keuche ich. Meine Beine schmerzen vom Hocken und meine Uhr am Handgelenk tickt freudig von einer Sekunde zur nächsten. „Ich weiß, ich weiß, dass ich spät dran bin", brülle ich schon fast. Das meine Nachbarn mich hören könnten ist mir in diesem Moment so egal, auch, dass mein Make-up nicht mehr an den Stellen im Gesicht sitzt wo es hingehört. Energisch schütte ich den Rucksack aus, den ich soeben auf den Kopf gedreht habe. Krümel von Brot, an die ich mich nicht mehr erinnern kann, fallen heraus, aber nicht der kleine Schlüsse, der mein Leben verändern könnte, wenn er nicht vom Erdboden verschluckt wäre. Ein Tampon rollt aus den Tiefen meiner Tasche und verabschiedet sich ins Untergeschoss. „Ok, eben hatte ich ihn doch noch in meiner rechten Hand, dann habe ich meine Schuhe angezogen und jetzt? Wo ist er jetzt? Das kann doch nicht wahr sein. Zwei scheiß Sekunden" fluche ich. Ich atme nochmals tief ein und aus. Dann stehe ich auf. „Bitte, sei hier irgendwo! Bitte". Ich versuche mich erneut zusammenzuraffen. Schließe meine Augen und atme einmal tief durch. „Fuck", flüstere ich leise und sehe meine Zukunft an meinem inneren Auge vorbeiziehen. Entkräftet lasse ich mich auf die Treppenstufe fallen. Meine Haare kleben mir im Gesicht und der Inhalt meiner Tasche schmückt den Boden. „Hm", murmele ich. „Ok, dann nicht. Dann halt nicht. Warum auch? Warum sollte ich auch einmal im Leben Glück haben? Das habe ich scheinbar gar nicht verdient". Ich habe mich mühsam erhoben und bewege mich entschlossen ins Untergeschoss um meinen Tampon wieder zu bekommen. Wer weiß schon, wie wie lange ich noch ausgesperrt sein würde. „Und wo sind meine Eltern? Im Urlaub! Beschissener Zufall!" Da mein Handy brav plaziert neben meinem Portmonee in meiner Wohnung liegt, gibt es auch keine Möglichkeit, irgendwen anzurufen, den ich in den Tiefen dieser Großstadt kenne. „Immerhin bist du nicht weg", sage ich zu meinem Tampon. „Aber ich hätte lieber meinen Schlüssel wieder, als dich, du dummes Ding". Daran, dass ich angefangen habe mit meinem Tampon zu streiten erkenne ich, dass meine Situation wirklich nicht optimal ist, was m ich noch nervöser macht, wenn das überhaupt geht. Deprimiert stapfe ich die Stufen hoch. Schritt für Schritt. „Und die Schuhe sind auch viel zu klein", seufze ich. Innerhalb von wenigen Sekunden fliegen beide in die Ecke das Treppenhauses. Mein Blick fällt auf die Anrichte, welche die Farbe Silber trägt, genau die Farbe des Schlüssels, der auf ihr liegt. „Ernsthaft? Wie blöd kann ein einzelner Mensch eigentlich sein? Der einzige sinnvolle Platz, wo ich dich nicht hinlegen kann und a gucke ich nicht?", meine Stimme zittert vor Wut über mich selbst und vor Erleichterung, dass ich doch noch in der Lage bin eigenständig das Haus zu verlassen. ich greife nach dem Schlüssel und entscheide mich dafür, bei der nächsten Gelegenheit einen dicken Schlüsselanhänger an meinen kleinen Schlüssen zu binden. Warum ich auf die Idee erst jetzt komme weiß ich auch nicht. Nicht, dass es nicht das erste Mal gewesen sei, dass ich meinen Schlüssel verlegt habe. Ein „I love Berlin"-Anhänger, das wäre es noch. Schnell greife ich nach meinem Handy und Portmonee dabei befindet sich mein Wohnungsschlüssel die ganze Zeit eng umschlossen in meiner linken Hand. So schnell ich kann verlasse ich das Haus und renne zur nächsten U-Bahnstation. Der Sonne des Morgens ist ein Regenschauer gewichen. Immerhin habe ich so eine gute ausrede für meine verlaufende Mascara, sehe aber gleichzeitig aus wie ein begossener Pudel. „Was für ein beschissener Tag", grummele ich in mich hinein, ehe ich die trockenen Bahnhofshallen der Berliner Unterwelt betrete. Die U-Bahn rollt ein, meine Hand fährt in die Jackentasche, um meine Fahrkarte herauszuholen. Sie ist leer. Entgeistert bleibe ich stehen, während die U-Bahn den Bahnhof langsam verlässt.

Kategorie: gestern - heute - morgen

Melina Eikermann (2009)

KAPUTTE WELT

Am 8. August 1939 erblickte ich das Licht der Welt. Demnach war ich 24 Tage alt, als der zweite Weltkrieg ausbrach. Aber genug von dem Gerede was mal war. Steigen wir gleich ein in mein sechstes Lebensjahr.

Gadebusch, 1945 „Das ist also unser Unterschlupf." sagte Mama, während sie sich umschaute. Sie schien nicht sehr begeistert. Ich war das auch nicht. Wir waren in einer Lagerhalle, die zu einer Eisenbahnschule gehörte. Hier konnten wir unsere Pferde abstellen und hatten selber ein Dach über dem Kopf. Obwohl wir so viele waren, hatten wir halbwegs Platz.
Ein paar Tage nachdem wir uns hier niedergelassen hatten, kamen die Engländer. Sie hatten ein großes Haus erobert und wohnten darin. Man könnte fast sagen, sie residierten. Übrig gebliebenes Essen vergruben sie in einem Erdloch und ließen es bewachen, damit wir nichts klauen konnten. Aber sonst ließen sie uns in Ruhe.
Nach den Engländern kamen die Amerikaner. Diese Erfahrung ist ganz Besonders für mich, also möchte ich euch davon erzählen.
„Sieh mal!", rief August, ein Junge, der ein paar Jahre älter war als ich, und deutete auf eine Gruppe Soldaten. Man hätte sie nicht von den Engländern unterscheiden können, wenn da nicht Menschen bei gewesen wären, die ich noch nie gesehen hatte. Sie hatten dunkle Haut. Manchmal ging sie in Braun, aber meistens war sie so schwarz wie eine angebrannte Kartoffel. Verwundert starrte ich die Soldaten an.
„Mama? Was sind das für Menschen?", fragte ich.
„Das sind Amerikaner."
„Aber warum sind manche davon so dunkel?"
Mama schwieg. Wahrscheinlich konnte sie es selber nicht beantworten. Die Soldaten kamen zu uns und einer der Dunklen trat an mich heran. Er beugte sich zu mir runter und hielt mir etwas hin. Es war braun und sah aus wie… Schokolade!
„Für mich?", fragte ich und deutete auf mich, denn wahrscheinlich konnte er nicht so gut Deutsch.
Er nickte.
„Danke!", rief ich und brachte mit einem Strahlen meine Dankbarkeit zum Vorschein. Ich biss in das Stück Schokolade, ließ es auf meiner Zunge zergehen und schluckte es schließlich genüsslich runter. Das war das Beste was ich je gegessen hatte!
Ja. Das war der Eindruck, den ich von den Amerikaner hatte. Nach den Amerikaner kamen die Russen. Dabei ist ein Begriff gefallen, der mich immer noch ein wenig traurig macht. Denn dieser Begriff hat sich in meiner Familie gehalten.
Als die Russen kamen, brachten sie uns Suppe. Es war eine ganz leichte Suppe. Sie bestand nur aus Wasser und was grad so übrig war. Also Fleisch war darin ganz sicher nicht enthalten. Na ja. Auf jeden Fall kam dann einer der Russen mit einem Eimer Suppe und sagte:„Kam grad' gute Suppe! Gute Suppe!"
Man kann jetzt denken, dass mich dieser Ausdruck immer noch traurig macht, weil wir zu der Zeit so großen Hunger hatten. Aber daran liegt es nicht. Es liegt viel mehr daran, dass dieser Begriff in unserer Familie geblieben ist. Wenn meine Frau Suppe gekocht hat, hat mein Vater immer gesagt:„Kam grad' gute Suppe! Gute Suppe!"
Woran es liegt, dass die Amerikaner und Russen so nett zu uns waren, die Engländer aber nicht, kann ich nicht genau sagen. Aber schließlich haben wir den Krieg angefangen und ich denke, dass die Engländer einfach schlechte Erfahrungen mit uns gemacht haben. Ich kann es ihnen aber auch nicht verübeln. Schließlich war die Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts nicht gerade unsere Glanzperiode.
Neuholland, 1947 Ich radelte die Landstraße entlang. Immer darauf achtend, das Fahrrad nicht allzu schief zu halten. Für ein Eigenes hatten wir nicht genug Geld, also musste ich das von Papa nehmen und damit konnte ich nur in Schieflage fahren.
Ein paar Stunden später hielt ich vor dem Bahnhof in Oranienburg und stellte mein Fahrrad an einer Mauer ab. Dann sprang ich die Treppe hoch und erst als ich oben angekommen war, fiel mir ein, dass ich ja noch Eier in den Taschen hatte.
„Verdammt!", murmelte ich und zog jedes Einzelne heraus, um es zu untersuchen. Nachdem ich mich vergewissert hatte, dass keines kaputt war, ließ ich meinen Blick zu der Bahnhofsuhr gleiten. Nur noch zehn Minuten! Umsichtiger als vorhin, lief ich in Richtung Bahnsteig. Obwohl ich schon häufig an den Polizisten vorbeigegangen war, hatte ich dennoch Angst. Hoffentlich würden sie mich nicht erkennen! Es waren nämlich immer die Gleichen. Zwei Russen und ein Deutscher. Jeden Tag und jede Nacht. Wie sie das wohl machten…
„Halt! Nicht so schnell! Wo willst du denn hin?", fragte einer der drei. Dem Akzent nach zu urteilen, war es einer der Beiden Russen. Ich rief mir wieder den Satz in den Kopf, den ich schon sooft aufgesagt hatte:„Nach Birkenwerder. Eine Tante besuchen."
Irgendwie hatte ich das Gefühl, sie würden mir nicht glauben, aber das war ich schon gewöhnt. Solange sie mich trotzdem durchließen, war ja alles gut. Ich zahlte die zehn Pfennig und passte dabei auf, dass sich keines der Eier einen Weg aus meiner Jackentasche nach draußen bahnte.
Nachdem ich einen Fahrschein bekommen hatte, lief ich schnell zum Gleis, wo die Bahn schon bereit stand. Erleichterung durchspülte mich, als ich mich auf einen Platz am Fenster sinken ließ. Das Einzige was ich jetzt noch machen musste war, ein bisschen weiter als Birkenwerder zu fahren.
„Bahnhofzoo, West-Berlin.", ertönte eine Stimme aus dem Lautsprecher links über mir. Ich stand auf und ging zur Zugtür. Nachdem die Bahn gehalten hatte nahm ich den mir altbekannten Weg zu Tante Emma. In ihrer Wohnung sah man nicht mehr viel von den Schäden, die eine Bombe angerichtet hatte. Die Möbel waren mir zwar nicht bekannt, aber der Stil von Tante Emma war gleichgeblieben. Es war alles ein bisschen altbacken, aber irgendwie auch bunt. Das lag vermutlich daran, dass sie die Möbel aus den Trümmern der Häuser gesammelt hatte.
„Guten Tag Willi! Ich hab hier noch das Geld von der letzten Lieferung.", begrüßte sie mich und übergab mir die Münzen. Viel war es nicht. Aber es reichte für uns.
„Und ich habe hier eine neue Lieferung!", sagte ich. Ich zog die Eier aus meinen Taschen. Zehn Stück insgesamt. Mehr gaben die Hühner nicht her.
Eine Stunde später ging ich wieder zurück. Tante Emma verkaufte die Eier immer. Ob auf dem Sonntagsmarkt oder irgendwie anders, kann ich nicht sagen. Aber wir bekamen dadurch Geld. Und sie auch. Obwohl sie etwas behielt, kamen wir gut über die Runden. Immerhin war es besser, als sie auf dem Schwarzmarkt zu verkaufen. Auch wenn ich mir nicht sicher war, wo die Strafe höher gewesen wäre...

West-Berlin, 1950 Die Bahn ratterte über die Schienen. Ich versuchte so verträumt wie möglich die vorbeihuschende Landschaft zu betrachten. Tat so, als wäre ich den Gestank nach Schweiß und Tabak gewohnt. Okay, das war ich auch. Aber man durfte mir nicht anmerken, wie aufgeregt ich war. Sonst wäre alles aufgeflogen. Was dann wohl mit mir passieren würde? Würde man mich erschießen? Aber ich war erst 11. Vielleicht würde ich davonkommen. Vielleicht aber auch nicht.
Eine Durchsage riss mich aus meinen Gedanken:„Bahnhofzoo, West-Berlin." Ich schnappte meine Tasche. Ein wenig zu hektisch. Aus dem Augenwinkel konnte ich wahrnehmen, wie mich ein Mann mittleren Alters und Dreitagebart misstrauisch anschaute. Wirk' normal, ganz normal, sagte ich mir. Als sich die Tür vor mir öffnete, war ich kurz davor auszuatmen. Aber noch war es nicht geschafft. Ich musste erst Papa finden. Mein Blick schweifte über die Menge und dann erblickte ich ihn. Er stand in einer Ecke und wartete. Ich ging zu ihm, immer darauf bedacht, möglichst normal zu sein.

Dann lächelte ich. Wir hatten es geschafft, oder? Wir waren sicher!
Am 8. August 1939 erblickte ich das Licht der Welt. Also war ich gerade mal 24 Tage alt, als der Weltkrieg begann. Nun bin ich 83, habe drei Kinder und fünf Enkelkinder. Wenn ich heute an all das zurückdenke, frage ich mich immer noch, wie ein Mensch dazu in der Lage sein kann, so einen Krieg anzufangen. Wie kann man es seelisch aushalten, eine Familie auseinanderzureißen oder gar auszulöschen? Hat man denn gar kein schlechtes Gewissen, wenn man Kindern die Kindheit wegnimmt und sie immer in Gefahr leben lässt? Wenn man junge Männer in den Krieg schickt, unvorbereitet und nicht wissend, was sie erwartet? Wenn man in Kauf nimmt, nach dem Krieg tausende von Waisen zu haben? Wie kommt man auf so etwas? Und wie kaputt muss man innerlich sein?

Maya Lianne Keill (2008)

DREI ZEITEN, DREI MENSCHEN, EINE WELT

Für sie war die Welt wie ein Spiel. Es wirkte als würde mit jedem Level, das sie geschafft hatten, nur ein noch schwereres auf sie zukommen. Sie kamen aus drei verschiedenen Epochen, hatten drei verschiedene Leben und waren drei verschiedene Menschen. Und doch hatten sie etwas gemeinsam. Das Leben machte es ihnen wirklich nicht leicht.

Eleonor

Ich schritt langsam die riesige Treppe hinunter, in den Saal, zu meiner Familie. Ich fühlte mich als würden die Wände auf mich zukommen. Mir war schlecht und mit jedem Schritt versteifte sich mein Körper etwas mehr. Wie jeden verdammten Tag würde ich auch heute wieder die Treppe hinuntersteigen und meinen Pflichten ins Auge sehen müssen. Gestern war es ein Bankett gewesen, heute würde es ein Porträt sein und morgen würde ich hinaus gehen müssen, um zu den Menschen zu sprechen. Ich hasste es ein Teil dieser Familie zu sein. Ich hasste es royal zu sein. Tagein, Tagaus würde ich den Menschen gefallen müssen, bis ich eines Tages die Last eines gesamten Landes auf meinen Schultern tragen müsste. Und diese Schultern würden aufrecht bleiben müssen, denn eine Königin hatte auszusehen, als wäre sie ewig jung und schön. Es war egal was für Sorgen ich hatte, nach außen würde ich ausschließlich glücklich und nahbar wirken müssen und insbesondere würde ich fehlerfrei sein müssen. Seit meiner Kindheit waren mir Fehler austrainiert worden. Für jedes noch so kleine Missgeschick, war ich von meinem Kindermädchen geschlagen worden. Meine Mutter, die Königin, konnte dies ja nicht selbst tun, denn noch stand sie unter der Beobachtung des Volkes. Ich fragte mich oft, wie es sein konnte, dass es schon das 18.Jahrhundert war, aber sich im Königshaus noch immer nichts änderte.
„Euer Hoheit", unterbrach eine Stimme meine Gedanken. „Ihre Majestät verlangt nach euch." Ich bedankte mich bei unserem Butler und beschleunigte meine Schritte. Als ich unser Atelier betrat, erwartete mich meine Mutter schon. Ich wusste, dass sie wütend war, aber sie würde es niemals zeigen. Sie griff meinen Arm und führte mich zu dem Stuhl, auf dem ich meine nächsten Stunden verbringen würde. Nur ich spürte den Druck und den Schmerz, den ihr fester Griff auf meiner Schulter hinterließ. Mein Blick huschte zu ihr, als sie den Raum verließ. Mein einziger Wunsch in diesen Momenten war es, dass sie mich lieben würde und dass sie mir ihre Liebe zeigen könnte, wie eine Mutter es sollte.
Die nächsten Stunden saß ich einfach nur ab. Das Einzige was mich beschäftigte waren meine Gedanken. Als ich in meinen Tagträumen verloren ging, dachte ich über den morgigen Tag nach. Ich würde in Begleitung meiner Zofe Louise den Weg zum Ort meiner Rede antreten. Ich hasste diese Art von Reden, aber der Tag mit Louise war für mich etwas ganz Besonderes, da meine Mutter nicht dabei sein würde. Über die letzten Wochen hatte ich immer wieder gespürt, dass Louise für mich etwas besonderes war. Am Anfang war sie nur in meinen Träumen aufgetaucht, doch nun war sie überall. Bei allem was ich tat, hatte ich an sie denken müssen. Vor einer Woche dann, sagte ich es ihr. Ich hielt es einfach nicht mehr aus. Sie war schockiert, wir hatten beide Angst, diese Konversation könne aufgedeckt werden. Jedoch fühlte sie dasselbe wie ich. Das war so selten. Ich hatte wirklich Glück mit ihr. Wir lebten in der Gefahr, dass wir gesehen werden konnten und doch nutzten wir jede Sekunde, in der wir alleine waren. Wenn ich einmal Königin wäre, dann würde ich bestimmen, wen ich zu lieben hatte. Und wie ich auszusehen hatte. Auch diesen Teil meines Lebens kontrollierte das Königshaus.
Ich hatte wenig zu essen und viel Sport zu machen, sonst würde man mir die Nahrung vollkommen verweigern. Jeden Tag quälte ich mich damit. Auch gestern nach dem Bankett war ich wieder in meine Schlafräume gegangen, um das Festmahl wieder loszuwerden. Ich wollte einfach, dass der endlose Kreis des Zwangs aufhörte. Täglich stand ich vor dem Spiegel meines Schlaftrakts und betrachtete meine immer weiter hervorstehenden Rippenknochen. Und jeden Tag fragte ich mich, ob ich nicht eigentlich mehr Gewicht verlieren sollte, um genug zu sein. Plötzlich wurden meine Gedanken unterbrochen. Ein Bote kam in das Atelier. Er verkündete, dass meine Mutter auf dem Weg zu einer Rede gewesen und dabei in ein Unglück geraten sei. Sie sei tot. Waren gerade alle meine Probleme gelöst worden? Ja, meine Mutter war tot, aber sie liebte mich noch nie und ich liebte sie schon lange nicht mehr. Ich war Königin. Ich war frei. Ich konnte entscheiden, wie das Königshaus von nun aus auszusehen hatte. Ich würde von nun an die Befehle geben. Und ich würde es ändern. Ich wollte die Königin für und wie mein Volk sein. Ich atmete tief ein. Eine Träne rollte über mein Gesicht. Die Welt dachte, ich wäre traurig über den Verlust. Nur ich wusste, dass es eine Freudenträne war. Ich hatte endlich ein freies Leben.

Ella

Ich schritt langsam die riesige Treppe hinunter, auf den roten Teppich. Das Blitzlicht der Fotografen blendet mich. Pose eins. Pose zwei. Pose drei. Weiterlaufen. So wie wir es hundertmal geübt hatten.
Jede Bewegung choreografiert und geplant. Egal wie sehr das Licht und die vielen Menschen und Geräusche meine Kopfschmerzen triggern. Ich laufe weiter und lächle. Ich schwebe elegant über den roten Teppich. Ich beantworte Fragen und posiere für alle Fotografen. Anschließend mache ich mich auf den Weg zum Dinner. Ich werde neben jemanden gesetzt, den ich nicht kenne. Ich führe belanglosen Smalltalk und lächle hin und wieder mal. Irgendwann endet das Event. Ich poste noch einen Spendenaufruf und begebe mich unter Blitzlicht elegant in ein Taxi. Ich laufe an der Hotellobby vorbei, hole meine Zimmerkarte aus der kleinen Designer-Tasche, die mir für den Abend zur Verfügung gestellt wurde. Erst als ich mich in meinem Zimmer auf mein Bett schmeiße, realisiere ich wie sehr ich heute nur noch funktioniert habe. Jeder Teil meines Körpers fühlt sich an wie Blei. Eine Benachrichtigung auf meinem Handy. Ich will nicht aufstehen, aber irgendwie schaffe ich es doch. Meine Mutter schreibt mir, sie habe das Event gesehen und sei so stolz auf mich. Und darunter wieder diese Frage. „Hast du da mal jemanden kennengelernt?", „Du bist nicht mehr die Jüngste." Ich spüre die Angst in mir aufwallen. Ich habe vor einer Weile schon realisiert, dass ich asexuell und aromantisch bin. Aber meiner Mutter wird es das Herz brechen. Ich weiß nicht wie ich ihr erklären soll, dass ich niemals eine normale romantische Beziehung führen werde. Sie hat sich immer eine große Familie mit vielen Kindern und einer wunderschönen Hochzeit ihrer Tochter gewünscht. Ich frage mich sowieso, wie es 2022 noch sein kann, dass, trotz all der existierenden Vielfältigkeit, so etwas nicht in Ordnung ist. Dass man sich dafür rechtfertigen muss. Ich will mein Handy schon weglegen, als eine noch eine Nachricht eingeht. Meine Freunde schreiben mir. „Hey, sag mal hast du abgenommen? Sieht super aus."

Ich bekomme täglich solche Nachrichten oder welche die mich auffordern dünner zu werden. Diesmal lege ich mein Handy wirklich weg. Ich gehe schlafen.
Als ich wieder aufwache ist es 5 Uhr morgens. Ich habe ein Frühstück mit einem Interviewer eines Sportmagazins. Ich werde wieder über gesundes Leben sprechen. Ich werde den Menschen da draußen erklären, dass es gesund und wichtig ist unseren Körper mit Nährstoffen zu versorgen. Ich werde über eine gesunde Beziehung zu Nahrung sprechen und kurz nach dem Interview zurück in mein Zimmer gehen und genau dieses Frühstück wieder in der Toilette entleeren. Dann werde ich alles Übrige im Gym abarbeiten und zu einer Premiere gehen als wäre nichts gewesen. Ich werde lächeln und gesund wirken, denn das ist mein Job. Ich verdiene mein Geld damit anderen gesunde Lebensweisen beizubringen. Und dann werde ich das alles wieder und wieder machen. Irgendwie holt mich diese Erkenntnis heute morgen besonders intensiv ein. Ich werde nervös. Mein Brustkorb zieht sich zusammen. Langsam, aber stetig wird es schwerer für mich zu atmen. Irgendwann realisiere ich, dass dies keine normale Panikattacke ist. Diese ist schlimmer als die hundert anderen vor ihr. Langsam schwindet meine Kraft. Mein Untergewicht hilft auch nicht sonderlich. Mit letzter Kraft ziehe ich mein Handy zu mir und wähle den Notruf. Jedes Wort, das ich sage, fühlt sich an, als würde ein weiterer Ziegelstein auf meiner Brust liegen. Das letzte was ich mitbekomme, sind die Sanitäter, die die Tür öffnen und zu mir stürzen. Dann gibt mein Körper auf und mir wird schwarz vor Augen. Erst Stunden später wache ich wieder auf. Es dauert ein wenig, bis ich realisiere, wo ich bin. Über mir leuchten die Neonröhren des Krankenhauslichts. Eine Schwester kommt an mein Bett. Sie erkundigt sich nach meinem Zustand. Als ich mich umschaue, sehe ich, dass niemand außer ihr im Raum
ist. Auf eine Weise hatte ich gehofft, dass jemand da wäre. Meine Mutter vielleicht, oder meine Freunde. Aber da ist niemand. Mein Handy ist voll mit Nachrichten. Enttäuschte Menschen, die wegen mir zu allen Premieren und Events dieses Wochenende gekommen sind. Mein Management, das mir Druck macht. Ich soll so schnell wie möglich wieder an die Öffentlichkeit gehen. Ich soll den Menschen erzählen, dass ich wegen einer Lebensmittelvergiftung im Krankenhaus gelandet bin. Auch meiner Familie und meinen Freunden. Niemand darf wissen, was wirklich passiert ist. Plötzlich wird mir klar, dass das immer so bleiben wird. Ich bin gefangen in diesem Kreis. Selbst wenn ich sterben würde, würde nie jemand die Wahrheit erfahren. Etwas in mir zerbricht. Ich gebe auf. Ich will das nicht mehr. Sobald ich entlassen werde, kündige ich alle Verträge, die kündbar sind und ziehe mich vollkommen zurück. In den letzten Jahren habe ich genug Geld verdient, um aufgeben zu können. Ich verkaufe mein Haus und suche mir eine Wohnung in einer Kleinstadt. Alleine. Aber auch glücklicher. Als ich zum ersten Mal die Tür zu meiner kleinen Wohnung, zu meinem neuen Leben aufschließe, rollt eine Träne über mein Gesicht. Eine Freudenträne. Ich bin endlich frei. Ich kann gesund werden. Ich kann es schaffen.

Elena

Ich schritt langsam die riesige Treppe hinunter, aus meinem Labor in die unendliche Kälte der Arktis. Da wo nichts und niemand war. Nur die endlose Weite und ein paar Tiere. Ich atme tief ein. Die Kälte fährt durch jede Faser meines Körpers. Mit jeder Minute draußen wird mir kälter und kälter, aber ich will noch nicht reingehen. Drinnen wartet meine Familie auf mich. Die letzten vier Generationen vor mir waren bereits Forscher. Meine Familie ist in Forscherkreisen extrem anerkannt. Alle meine Vorgänger hatten bereits einen großen Durchbruch und vor ein paar Wochen gelang dieser dann auch meiner großen Schwester. Und genau das feiern wir gerade über Videocall. Ich habe mich entschuldigt um auf Toilette zu gehe, aber eigentlich wollte ich nur atmen. Wegkommen, von den ewigen Fragen, wann denn mein Durchbruch komme, von der Erinnerung daran, dass meine Schwester besser ist als ich und dass ich mir ein Beispiel an ihr nehmen sollte. Leider ist das auch nicht

nur auf Forschung bezogen. Meine Schwester ist verlobt und extrem sportlich. Sie hat eine fantastische Figur und war schon immer die Hübschere von uns beiden. Wir haben das Jahr 2244. Wieso wird man heute noch so beurteilt? Mittlerweile bin ich schon sehr lange hier draußen. Mit langsamen Schritten bewege ich mich zurück in mein Labor. Den Rest des Videotelefonats sitze ich einfach ab. Ich lächle und stimme allen zu wie großartig denn meine Schwester sei und höre mir an wie enttäuschend meine Arbeit sei. Nach weiteren zwei Stunden ist es endlich vorbei. Ich frage mich, wann ich endlich etwas schaffen werde. Mittlerweile ist es Abend. Heute werde ich nichts mehr schaffen. Ich entscheide mich ins Bett zu gehen. Das Abendessen lasse ich aus. Ich fühle mich trotzdem schuldig nichts für meine Figur getan zu haben, also verbringe ich nochmal eine Stunde mit Sport. Danach schlafe ich schnell ein. Am nächsten Morgen stehe ich schwerfällig auf. Mein Körper fühlt sich nicht mehr an wie ich. Mir ist schwindlig. Alles verschwimmt. Im Licht sehe ich meine Familie stehen. Angeführt von meiner Schwester stehen sie in meinem Wohnzimmer. Panik breitet sich in meinen Gedanken aus. Ich will sie nicht sehen. Ich will sie nicht um mich haben. Ich laufe auf sie zu. Ich weiß nicht genau wie, aber ich bewege meinen Arm in ihre Richtung Ich will nach ihnen greifen, aber ich fasse durch sie hindurch. Eine Illusion. Mein Brustkorb zieht sich zusammen. Ich glaube ich zittere, aber ich weiß es nicht. Ich kann nicht fühlen was in meinem Körper passiert. Die Welt wirkt einfach als wäre sie nicht da. Als wäre ich nicht Teil von ihr. Eigentlich sollte ich mir Sorgen machen. Das erste Mal, das das passierte, habe ich noch Angst bekommen. Ich habe mich zurückgezogen und mich gefragt was falsch mit mir ist. Mittlerweile passiert all das hier so oft, dass ich es kenne. Ich weiß, dass es nicht echt ist. Ich weiß es. Ich versuche es mir selbst zu versichern. Dann lege ich mich zurück in mein Bett und ziehe die Decke hoch, bis zum Kinn. Ich schließe meine Augen, um der Realität zu entfliehen. Ich bin vollkommen alleine hier in meinem Labor. Und ich werde hier wahrscheinlich auch für immer alleine leben, wenn mir nicht bald mal was gelingt. Mittlerweile ist meine letzte Mahlzeit 28 Stunden her. Mir wird schwindlig und schlecht ist mir schon lange. Ich fühle mich schwer wie Blei. Ich will nicht mehr aufstehen. Ich bleibe einfach den ganzen Tag in meinem Bett liegen. Am Abend esse ich einen kleinen Salat und ein wenig magere Hühnersuppe. Danach geht es mir schon wieder ein wenig besser, sodass ich noch arbeite und Sport mache. Am nächsten Tag arbeite ich von sechs Uhr morgens bis acht Uhr abends durch. Ich mache nur eine einzige Pause, in der ich noch ein wenig Suppe und Gemüse esse und noch ein bisschen Sport mache. Am Tag danach wieder und danach wieder und immer so weiter. Mittlerweile sind seit dem Durchbruch meiner Schwester schon vier Monate vergangen. Jeden Tag versuche ich alles für meinen Durchbruch. Ich arbeite und arbeite. Ich weiß schon lange nicht mehr, wie ich noch funktioniere. Ich werde auch immer dünner. Mittlerweile stehen meine Rippen so weit raus, dass man selbst durch Pullis die Knochen sieht. Heute morgen habe ich mich entschieden spazieren zu gehen. Als ich schon eine kleine Weile unterwegs bin, höre ich auf einmal ein Winseln. Ich frage mich ob das nur wieder eine Illusion ist, aber diesmal ist es anders. Ich folge dem Winseln und finde einen kleinen verlorenen Polarwolf. Er hinkt ein wenig und muss von seiner Gruppe schon vor einer Weile verlassen worden sein, denn man kann eine weite Fläche überblicken und nirgends ist ein anderer Polarwolf zu sehen. Er ist auch schon ganz ausgehungert. Ich entscheide mich, ihn mit nach Hause zu nehmen. Dort pflege ich ihn. Nach einer Weile merke ich wie glücklich ich bin. Ich habe nie angezweifelt Forscherin zu werden, aber in diesem Moment hinterfrage ich alles. Der kleine Polarwolf hat mittlerweile einen Namen und ich pflege ihn so gerne. Ich spüre zum ersten Mal wirkliche Liebe. Der Kleine hat in mir etwas ausgelöst, was ich nie für möglich gehalten hätte. Ich bin glücklich. In diesem Moment entscheide ich mich mein Leben umzudrehen. Ich verkaufe meine Laborgerätschaften und alles was sich

verkaufen lässt, was ich nicht brauche und fange sofort an mein altes Labor in eine Tierschutzstation umzubauen. Ich verwende all meine Energie darauf, bis ich gar nicht mehr merke, dass ich hin und wieder was esse. Und wenn ich das tue, dann landet es nicht wieder in der Toilette, sondern gibt mir wirklich die Energie, die ich brauche. Ich mache zwar weiterhin viel Sport, ich esse noch gesund und ich esse nicht so viel, aber langsam wird es besser. Ich arbeite auch mit großer Freude an meinem alten Labor. Ich habe mittlerweile komplett den Kontakt zu meiner Familie abgebrochen. Es hat auch letztendlich niemanden gestört. Sie waren eher nur noch vollkommen enttäuscht von mir. Nach weiteren sechs Monaten ist meine Tierschutzstation endlich fertig. Als ich dastehe und mein Werk betrachte, rollt eine Träne über mein Gesicht. Eine Freudenträne. Ich bin endlich glücklich. Ich bin endlich frei von dem Druck meiner Familie, von dem Druck dünn zu sein, von meinem eigenen Druck, von meinem psychischen Druck. Ich bin endlich komplett frei.

Lina Kindsgrab (2007)

WENN GESTERN HEUTE IST

„Soll ich dir für deinen Geburtstag eine schöne Torte backen, Ludwig?“

Luise Müller lehnte an der Küchenzeile. Es war ein grauer Novembertag, der durch stürmischen Wind und leichten Regen eine dunkle Vorahnung von der noch folgenden, düsteren und ungemütlicheren Weihnachtszeit erahnen ließ. Das kleine Häuschen, in dem Luise Müller mit ihrem Mann Ludwig lebte, lag abseits der lebendigen Vororte von Wuppertal, umgeben von purer Natur. Vor zehn Jahren waren sie gemeinsam aus Aachen hergezogen, um ihren Lebensabend in der Geborgenheit der Wälder und Wiesen zu verbringen. Ihre Tochter Marie, mittlerweile 36 Jahre alt, lebte am anderen Ende des Landes, mitten im lebendigen Trubel der Großstadt. Sie hatte ihr Studium zur Unternehmensberaterin seit einigen Jahren erfolgreich absolviert und arbeitete nun in einem aufsteigenden Marketing-Unternehmen. Obwohl Luise voller Stolz auf das erfolgreiche Karriereleben ihrer Tochter blickte, dachte sie doch oft geradezu wehmütig an die Kindheit von Marie zurück, in der sie alle noch so unbeschwert durchs Leben geschritten waren, voller Erwartung in die Zukunft geblickt, aber dennoch das Hier und Jetzt genossen hatten. Ihr fehlten ihr die Telefonate mit ihrer Tochter, die zunehmend seltener wurden und ihr gehetzter erschienen.

„Nur einen Schokokuchen bitte, von Torte wird mir immer etwas übel, das weißt du doch, Liebling.“

Ludwig saß am kleinen Küchentisch und las Zeitung. Mit seiner Lesebrille und heraufgezogenen Augenbrauen blickte er zu Luise auf. Es waren seine Augen, die sie damals in den 50er Jahren verzaubert hatten. Diese Klarheit, die einen wachen und liebevollen Geist durchscheinen ließ, aber auch diese unergründliche Tiefe, in der Abenteuer und Tatendrang vor sich hin brodelten, fesselten sie heute noch. Ludwig war kein Mensch, der lange um den heißen Brei herumredete. Er war ein Macher, jemand, der Probleme ansprach und sich nicht um die abwertenden Bemerkungen Andersdenkender scherte. Schon damals an der Uni, als sie sich beide zum ersten Mal trafen, Luise als junge Medizinstudentin, er als angehender Volkswirt. Es hatte gefunkt zwischen ihnen. Dieser Funke sprang über, jedes Mal, wenn sie sich in die Augen blickten, spürte Luise ein Kribbeln im Bauch. So auch an diesem grauen Novembertag, an dem sie Ludwigs 80. Geburtstag vorbereitete. Sie freute sich. Achtzig Jahre, das ist ein stolzes Alter, auch, wenn sie noch fünf Jahre Zeit hatte, ihren nächsten runden Geburtstag zu planen, wusste sie bereits, dass sie es krachen lassen würde. Natürlich hoffte Luise, dass ihre gesundheitlichen Umstände sich bis dahin auf einem akzeptablen Level hielten, da sie jedoch regelmäßig mit Ludwig ausgedehnte Spaziergänge durch die Waldlandschaften machte, war sie guter Dinge.

„Aber sicher. Sollen wir Gertrud und Heinrich zum Kuchen essen einladen?“

Luise schritt zur Pinnwand neben der Tür, an der sich sämtliche Zettel mit Telefonnummern, Einkaufszetteln und Postkarten befanden. Die Nummer von Gertrud prangte mit rotem Filzstift in der Mitte der Tafel.
Gertrud und Heinrich waren ein befreundetes Ehepaar der Familie Müller. Gertrud und Luise teilten sich in ihrer Studienzeit eine winzige Wohnung im Dachgeschoß, nahe der Fakultät. Sie wurden schnell enge Freunde und als sie schließlich beide ihre Partner fürs Leben gefunden hatten, trafen sie sich einmal im Monat zum gemeinsamen Essen. Es waren immer ein lustiges Beisammensein, bei denen sie sich über die vergangenen Studienerlebnisse austauschten und in gemeinsamen Erinnerungen schwelgten. Leider hatte sich der geistige Zustand von Heinrich in den letzten Wochen und Monaten stark verschlechtert. Es war traurig mitanzusehen, wie der einst so fidele, aufgeweckte und intelligente Mann zunehmend stiller und zurückhaltender wurde, sich kaum noch an Gesprächen beteiligte. Dadurch, dass sich Gertrud nun zunehmend intensiver um Heinrich kümmern müsste, fielen die gemeinsamen Abende in letzter Zeit immer öfters aus und es war nicht immer leicht für die beiden Freundinnen, ein gemeinsames Gesprächsthema zu finden.

„Gern. Wir haben uns ja schon so lange nicht mehr gesehen.“

Ludwig stand auf und stellte seine Kaffeetasse auf der Anrichte ab. Die Tasse zeigte ein Gemälde von Van Gogh. Bläulich-braune Olivenbäume lehnten in einer tristen Landschaft. Ludwig war ein Kunstliebhaber. Er saß oftmals Stunden in dem alten Schaukelstuhl im Wintergarten und laß Biographien von Künstlern wie Da Vinci, Michelangelo und anderen bedeutsamen Malern der Renaissance. Dabei nippte er morgens aus seiner Olivenbaum-Tasse an einem lauwarmen Kaffee und abends an einen herrlich duftenden Hagebuttentee. Die düsteren Landschaften faszinierten ihn, er fragte sich immer wieder, was Van Gogh bewegt hatte, die tristen Landschaften zu malen, die den Wäldern, die das Haus der Müllers umschlossen, so ähnlich sahen. Obwohl Ludwig nicht malen konnte, hatte er sich beim Einzug in ihre idyllische Bleibe im Dachgeschoß ein von Licht durchflutetes Atelier gebaut, in dem er aufgekaufte Gemälde auf Staffeleien lagerte. Manchmal hatte Luise das Gefühl, dass er mit der Analyse der Zeichnungen aus ihrer gemeinsamen Realität fliehen wollte.

Ein Klingeln riss Luise aus ihren Gedanken. Es dauerte einen Moment, bis sie den Lärm einordnen konnte. „Manchmal bin ich aber auch vergesslich…“, dachte sie sich noch. Den Hörer des Telefons ergreifend, wandte sie sich Ludwig zu. Dieser blickte sie aus liebevollen und gleichzeitig verwirrten Augen an. Sein Gesicht erschien blass, geradezu unnatürlich weiß. Seine Augen starr, fern war die Klarheit, fern der Tatendrang, der ansonsten aufblitzte. Seine Augen erschienen ihr geradezu wie ein Portal in eine unendliche, ungewisse Tiefe. Luise wandte sich ab.

„Mama, ich bin es, Marie, deine Tochter. Ich wollte fragen, ob es in Ordnung ist, wenn ich am Wochenende vorbeikomme. Du weißt ja, Vatis Geburtstag, ich dachte, wir machen einen schönen Spaziergang zum Friedhof.“

Luise erstarrte. Vor ihren Augen nahm sie grell leuchtende Flecken war. Ihre Handflächen fühlten sich feucht an, gleichzeitig lief ihr ein kalter Schauer über den Rücken. Hilfesuchend versuchte sie sich irgendwo festzuhalten. Sie wagte es nicht, sich umzudrehen. Alles schien mit einem Mal grau, düster und blass. Das Bild, das an der Pinnwand hing und ein glückliches Ehepaar zeigte, schien fremd. Die Telefonnummern unbekannt. Wessen Nummer war es, die mit rotem Stift geschrieben im Zentrum

der Tafel haftete? Luise taumelte rückwärts. Mit einem dumpfen Geräusch ließ sie sich auf den Küchenstuhl fallen. Wo war Ludwig? Er war weg. Das Haus still. In der erdrückend grauen Atmosphäre versuchte Luise Orientierung zu finden. Da, die Kaffeetasse. Sie stand in einem gläsernen Schrank. Sie war die einzige mit Motiv. Alle anderen fügten sich in die schlichte Eintönigkeit und schienen in ihren verblichenen Farben zu ertrinken. Das Motiv zeigte Olivenbäume. Ein Gemälde. Van Gogh, dachte Luise, oder doch Picasso? Die Tasse war bedeckt mit einem Mantel aus Staub. So als hätte sie schon sehr lange niemand mehr benutzt.

„Mama, alles gut bei Dir?"

Luise hatte kaum bemerkt, wie schwer sie geatmet hatte. Ihr Herz hämmerte in ihrer Brust. Ihre Hände zitterten.

„Wo…Wo ist Heinrich, Liebes?"

Ein Rauschen aus dem Telefonhörer. Luise konzentrierte ihre ganze Energie auf ihre akustische Wahrnehmung. Es fühlte sich an, als klammerte sie sich an einer kleinen Wurzel fest, die aus dem Gestein einer Felswand hervorlugte und die jeden Moment nachgeben könnte. Sie würde in die Tiefe fallen. In den Abgrund. Es war der gleiche Abgrund. Es war der Abgrund, in den sie gestarrt hatte, als sie das letzte Mal in die Augen ihres Gatten geschaut hatte. Es war der Abgrund, in den sie geschaut hatte, als sie das schrille Klingeln des Telefons wahrnahm. Es waren seine toten Augen. Dann die Stimme von Marie aus dem Telefonhörer. Hielt die Wurzel dem Druck stand?

„Mama, es ist wichtig, dass du die Tabletten nimmst, hörst du? Der Doktor hat gesagt, dass sie deine Demenz etwas hinauszögern können. Wenn du allein nicht mehr klarkommst, muss ich eine Pflegekraft für dich einstellen. Wir sehen uns am Sonntag, pass auf dich auf."

Stille. Luise hatte aufgelegt.

Demenz. Tabletten. Pflegekraft. Heinrich. Friedhof. Demenz.

Luise Müller fasste sich an den Kopf und seufzte. Wie konnte sie sich nur auf so einen durchtriebenen Trick reinfallen? Dieses freche Kind war auch immer zu Scherzen bereit. Marie hatte schon immer einen direkten Humor. Luise lachte.

„Was haben wir uns da nur großgezogen, was Heinrich?"

Luise stand auf und schritt auf die Anrichte zu. Aus der obersten Schublade nahm sie eine Schachtel Tabletten. Kleine, flache Zylinder. Die Packung zeigte einen Mond. Schlaftabletten. Luise achtete nicht darauf.

„Mit dem Friedhof hat sie mich ganz schön veräppelt, aber mit den Tabletten hat sie recht."

Ein Glas mit Leitungswasser befüllend fiel ihr Blick wieder auf den mit Tassen befüllten Glasschrank. Die Tasse. Warum war sie so verstaubt? Luise spürte noch, wie das kalte Wasser ihre Kehle hinunter rann und ein kleiner Widerstand gegen ihren Kehlkopf drückte. Die Tablette. Ein letztes Mal.

Singa Nalani Dörrie (2006)

SCHULD

Ich stand auf und ging. Ging weg. Ging nach Hause. Heute wollte ich beide nicht mehr sehen.
Regungslos lag ich nun ausgebreitet auf meinem Bett. Das Lattenrost war kaputt und die Matratze unbequem. Die Reue meiner Worte schlug mir in den Bauch. Ganz plötzlich, aber mit voller Kraft. Der nachklingende Schmerz war unerträglich.
Sie würden heiraten. Die Erkenntnis traf noch härter.
Mein Herz krampfte bei der absurden Vorstellung. Im Augenwinkel erkannte ich das alte Bild auf meinem Nachtisch. Mama, Papa und ich. Doch wurde die Sicht von aufsteigenden Tränen erschwert.
Nein, du weinst jetzt nicht. Sollen sie doch. Sollen sie doch heiraten, glücklich werden und eine neue Familie gründen. Sollen sie doch!
Mein Herz schien sich zu entspannen, als ich mir das Mantra wieder und wieder sagte. Aber dann schlug es ganz schnell - ganz wild. Völlig ohne Rhythmus. Es war als wolle es dem Käfig meiner Rippen entfliehen. Und dann traten die Tränen über die Schwelle meiner Augen. Ich konnte sie nicht mehr zurückhalten. Nicht weinen. Nicht weinen. Nicht -
Wie sehr ich es auch versuchte, es war vergebens. Eine nach der anderen rollten sie still über meine Wange. Die salzigen Spuren, die sie hinterließen, brannten. Sie brannten mit der aufkochenden Wut.
Wut auf sie. Wut auf ihn. Aber vor allem Wut auf mich selber. Abwechselnd wurde mir heiß und kalt. Mittlerweile wäre mir jedes Gefühl und jeder Gedanke vom Gesicht ablesbar. Genau wie aus einem offenem Buch. Die Maske, welche ich sonst immer trug war gefallen, und die Mauern, die ich zum Schutz errichtet hatte, zerschlagen. Nicht erst hier, sondern schon im Restaurant, als beide die frohe Botschaft verkündeten. Die Maske und Mauern waren doch sonst doch immer so stark in ihrer Beschaffenheit gewesen. Bei der Scheidung meiner Eltern, dem Aufgeben unserem gemeinsamen Zuhause und der offiziellen Vorstellung Papas neuer Freundin. Sie waren unzerstörbar gewesen. Ich hatte mir damals auch vorgelogen: „Zwei Monate nicht länger." Aus zwei Monate wurden 3 Jahre und eine kommendes Versprechen für die Ewigkeit.
Eine neue Welle der Traurigkeit überrollte mich. Die Tränen wurden größer. Das Schluchzen lauter. Ein Lachen bahnte sich an. Jedoch wurde es im Selbstmitleid erstickt. Es war erbärmlich. Ich war erbärmlich. Ich lag hier und weinte , statt mich mit ihnen zu feiern. Doch beginn er Hochverrat. Hochverrat gegenüber mir, seiner eigene Tochter. Seinem einzigem Kind. Kindheitserinnerung schossen plötzlich in meinem Kopf. Die verkohlten Weihnachtsplätzchen, die Sommerurlaube zu dritt, meine Geburtstage. Ich verlor mich in den warmen Momenten bis zum Zeitpunkt als Papa mit Koffern aus der Tür marschiert war und Mama nur wütend hinter ihm her brüllte. Seine Verlobte hatte die Beziehung meiner Eltern zerstört. Sie war schuld. Er war schuld. Das Gedankenkarussell wurde schneller. Mit jeder Runde. Er war schuld. Sie war schuld. Schneller und schneller. War sie schuld oder er ? Immer schneller. War ich schuld ?
Irgendwann schleuderte mich die Geschwindigkeit aus dem Karussell in den Schlaf. Ich schlief ein mit den getrockneten, klebrigen Spuren meiner Tränen, der zerfallen Maske, zerstörten Mauer und der offenen Frage nach Schuld ein.
Eines war mir aber klar von Beginn an. Papa, als du mit gepackten Sachen gegangen bist, gab es uns drei als Familie nicht mehr. Mama, Papa und ich. Wir waren Geschichte geworden. Jetzt wird es der Anfang von euch sein. Von dir und ihr.

Rebecca Kemner (2006)

GESTERN-HEUTE-MORGEN

Schule – Genau!
Du lernst nicht für die Schule sondern für´s Leben. Mal eine Frage: wer weiß denn heute noch von den Älteren, was die Formel x ist minus p Halbe plus/minus die Wurzel aus p Halbe ins Quadrat minus q ist? Oder: wofür brauche ich beim Einkaufen die Formel f von x ist a mal x hoch n ? Die älteren Herrschaften verlangen, dass wir das in den Arbeiten und Klausuren perfekt beherrschen. Dabei haben sie es selbst nie in der Schule erlernen müssen und wenn doch, können sich meist nur noch die daran erinnern, die später Lehrer geworden sind und die gleichen Formeln viele Jahre später nun ihren Schülern predigen. Außerdem: wer benutzt denn in Zeiten von „Isch" noch Artikel? Wofür brauche ich diese Gram-

matik überhaupt noch? Es heißt doch angeblich „Du lernst für´s Leben“. Blicken wir mal zurück.

Früher: Erste Klasse.
Nach meinem ersten Schultag kam ich noch motiviert nach Hause. Morgens nur zwei Stunden gehabt. Entspannte Zeit. Doch dann! Deutsch Hausaufgaben! Wir hatten eine interessante Tabelle bekommen mit dem ABC und passend dazu ein Bild von einem Tier, welches mit dem jeweiligem Buchstaben beginnt. Allerdings ist bis heute unklar ob es wirklich ein Igel oder doch ein Sch…haufen war. Waren die Drucker damals irgendwie kaputt, sodass alle ausgeteilten Zettel wie seit der Steinzeit genutzt aussahen? Erfahren werde ich das wohl nie. Ins Lehrerzimmer durften wir ja nicht gehen. Wahrscheinlich hätte man in dem Nebel sowieso nichts erkennen können. Auf jeden Fall war ich noch voller Motivation vom ersten Schultag. Hurra, endlich Schulkind! Dann: Mama liest mir Wörter vor. Verzweiflung! Hausaufgabe war nämlich, das Wort zu schreiben, so wie man es hört. Ich hatte gedacht, die Zeit der Lautschrift wie „Örö“ oder „Ham Ham“ hätte ich hinter mir gelassen. Die Lehrerin wollte schließlich auch nicht das Wort „Wau Wau“ unter der abgebildeten französischen Bulldogge von mir hören. Woher sollte ich den wissen, dass Regal mit einem R wie Seehund anfängt. Außerdem hatte ich auch keine Ahnung, dass das Wort Stuhl ein H beinhaltet. Die Quittung bekam ich dann auch in der zweiten Klasse, als es schlagartig für jeden fehlenden i-Punkt oder t-Strich Punktabzug gab. Von fehlenden Buchstaben mal ganz zu schweigen. Komisch, ein Jahr zuvor, es kam mir vor wie gestern, war es nur wichtig, dass wir überhaupt etwas schrieben. Jedenfalls habe ich sehr schnell die Bedeutung des Wortes „Legasthenie“ kennengelernt. Heute ist das alles ganz einfach für mich. Damals saß ich aber mit einem Nervenzusammenbruch vor den ersten Hausaufgaben, die ich je bekommen hatte. Ich weiß bis heute nicht, während meine Verzweiflung stieg und gleichzeitig meine Motivation für Schule ins Bodenlose sank, ob es an mir lag oder die Aufgabe der Lehrerin überfordernd war.Von dem Moment an (1. Schultag), war das Thema Hausaufgaben für mich erledigt.
Zu der Zeit waren alle meine Klassenkameraden selbstverständlich hochbegabt, nur um irgendwann mal Mamas und Papas Firma zu übernehmen. Die Eltern konnten zwar zu der Zeit noch nicht wissen, ob es das war, was ihre Kinder aus ihrem Leben machen wollten. Gefragt haben sie allerdings auch nie.
Abgesehen davon, dass ich ganz bestimmt keine Hochbegabte bin, waren es meine damaligen Klassenkameraden übrigens ebensowenig. Bei ihnen wurden schließlich auch nie ein IQ-Test durchgeführt. Aber alles gut, die Eltern wissen es ja immer am besten.
Wie es im Leben so ist, zumindest das habe ich in der Schule gelernt, ist das Gras in Nachbars Garten immer grüner, als das vor der eigenen Tür. So habe ich mich besser mit meiner Parallelklasse verstanden, als mit meiner eigenen. Ebenso erging es mir mit den Klassenlehrerinnen. Meine konnte nicht einmal meinen Namen aussprechen. Dabei ist es eigentlich nur das Tier und dann wird noch der Beruf angehängt. Wenn es hilfreich gewesen wäre, hätte sie mich ja auch Reh-Bäcker schreiben können. Die Schreibweise tut beim Sprechen nichts zur Sache. Das doppelte c wird in Rebecca genauso ausgesprochen wie das ck in Rebecka. Aber zum Glück habe ich meine damalige Lehrerin nicht darauf hingewiesen, dass mein Name nicht mit ch beginnt. Die Höchststrafe für so eine unverschämte Bemerkung wäre ein Wiedergutmachungs-Bild gewesen. Ich male meine Bilder lieber, wenn ich einen Einfall dafür habe und es kein erzwungenes Geschenk ist.

Heute: Gymnasium.
Viele Jahre später ist es immer noch das gleiche Spiel. Natürlich war die Erzählrunde nach dem Wochenende in der Grundschule Pflicht; schließlich musste der Klasse ja mitgeteilt werden, was man am Wochenende alles erlebt hatte. Allerdings sind heute diese Freizeitgeschichten in die Pause verlegt worden. Es geht aber natürlich nicht, dass man erzählt, wie toll man es fand, nach langer Zeit endlich mal

wieder die Oma besucht zu haben; das wäre hochgradig uncool gewesen. Ebenso darf man auf gar keinen Fall erzählen, dass man für die Schule gelernt hat. Was wäre man nur für ein Streber, wenn man früher als am Abend vor der Klausur anfängt zu lernen. Man darf nämlich nie schneller sein als derjenige, dem es gerade erzählt. Es kommt zwar am Ende doch ´raus, dass du mehr gelernt hast als die anderen. So etwas würde man doch niemals übersehen, wenn nach Rückgabe der Klausur jedes Komma und jeder i-Punkt verglichen wird. Am besten ist es, wenn man jeden Montag erzählt, wie man im tropischen Regenwald gezeltet hat oder wie man in einer halben Stunde den Mount Everest bestiegen hat und anschließend eine Party geschmissen hat, über die drei Wochen später immer noch geredet wird. Der Unterschied zu früher ist nur, dass es bei der Erzählrunde damals vollkommen okay war, wenn die Rechenaufgaben kurz warten oder in Deutschtexte keine Komata eingesetzt werden mussten. Heute sagt man ein Wort nachdem es zur Stunde geklingelt hat und wird noch vom Lehrer ermahnt bevor er überhaupt seinen Schlüssel ins das Schloss gesteckt hat, um den Klassenraum auf zuschließen. Der Unterricht hat sich generell verändert. Früher waren die Sportstunden noch der Höhepunkt der ganzen Woche. Heute sitzen in der Regel alle Mädchen im Schulsport auf der Bank an der Seite. Der Druck, der durch das tägliche Austauschen entsteht, lässt einen manchmal sogar lügen. So wird zum Beispiel aus dem Kuss mit dem hübschen, beliebten Jungen ein halbes Drehbuch für die nächste Romanze. Neidisch werden die anderen schon, es ist ja schließlich der Junge den alle küssen wollen und zugleich hört sich die Geschichte und somit das eigene Leben viel interessanter an als die Realität. Die Realität ist nämlich, dass der Kuss nur kurz auf die Lippen gehaucht wurde. Das Detail muss man ja nicht unbedingt erwähnen. Ebenso wäre der Junge ja auch nicht mehr so unerreichbar für die anderen, wenn man sie darüber aufklären würde, dass die Person, die immer einen Spruch von der Seite einwirft, in Wahrheit eigentlich viel zu schüchtern ist ein Mädchen zu küssen. Dass der erste Schritt bei dem Traumjungen von dem Mädchen kommt, passt nicht mehr so ganz in die super interessante Geschichte. Wenn man sich aber nun darauf verlässt, auch bei den wahrheitsgemäßen Geschichten alle Details zu erzählen, könnte man auf gar keinen Fall sagen, dass sich der Junge mal wieder die Zähne putzen könnte. Das würde den Vogel wirklich abschießen. Da erzählt man, dass man den Jungen geküsst hat, den alle küssen wollen und es entpuppt sich als Reinfall. Nein, um heute in den Pausen mithalten zu können, muss man schon die besten Geschichten erzählen, um überhaupt ein wenig Beachtung zu ergattern.

Es gibt aber tatsächlich auch Events, auf die man sich dann wirklich freut. Bei mir war das bis vor Kurzem noch der Galaball am Ende unseres Tanzkurses. Nachdem die Krise, welches Mädchen mit welchem Jungen zusammen tanzt von unserem Tanzlehrer erfolgreich abgewendet wurde, standen wir nur noch vor dem Problem, was für ein Kleid wir tragen und wer am besten aussieht. Das sind schließlich die wichtigen Dinge im Leben. Wie man aussieht. Also, welches Kleid wird es? Während es früher auf jeden Fall das Prinzessinnenkleid mit genügend Glitzer und Tüll mit passender Krone und am besten noch Zauberstab sein musste, muss es jetzt ohne Frage das richtige Cocktailkleid sein. Natürlich aus dem passenden Laden, es könnte ja sein, dass man wirklich gut aussieht und jemand anderes fragt, wo man das hübsche Kleid denn gekauft hat. Müsste man peinlich berührt zugeben, dass es aus dem Quelle-Katalog ist, wäre man schlagartig von allen Gruppenfotos ausgeschlossen. Mit so etwas Billigem könnten sich die Jugendlichen von heute doch niemals abgeben.

Wenn man mal alle Kleider im Saal beobachtet, lässt sich aber nicht leugnen, dass nicht jedes Kleid 500 Euro gekostet hat; das wahrscheinlich nur bei den Wenigsten. Der Witz an der ganzen Sache ist hierbei nämlich, dass das 20-Euro-Kleid in der gleichen Firma wie das 500-Euro-Kleid gefertigt wurde. Wenn man zusätzlich noch über die Firmen der Kleider recherchiert, wird schnell klar, dass wahr-

scheinlich sogar die Tische nebeneinander standen. Die Arbeiter in Bangladesh erhalten natürlich den gleichen Lohn für das No-Name-Kleid wie für das teure Designerkleid. Wieso sollte es auch anders sein ? Es gibt auch die Möglichkeit, dass man eigentlich gar kein neues Kleid für den einen Abend kaufen möchte, weil wenn man wirklich auf sein Herz hört, möchte man eigentlich das alte Kleid der Mutter anziehen, in dem man schon als Kind immer vorm Spiegel gestanden hat und geträumt hat, es eines Tages wirklich mal zu tragen. Daran lässt sich aber heute nicht mehr denken, es passt nicht ins Schema, weil es nicht modern genug ist. Muss man wohl verzichten, lässt sich nichts machen, wenn man dazu gehören will.
Unabhängig davon, in welchem Kleid man wirklich zu dem Galaball gegangen ist, kann man sich bereits darauf freuen, wenn der gleiche Spaß in ein paar Jahren wieder von vorne los geht, wenn dann der Abiball ansteht. Wir haben ja nun hauptsächlich in der Schule gelernt, uns zu verbiegen, um in die Masse zu passen und bloß nicht aufzufallen. Wobei wir es nicht beigebracht bekommen haben, es wurde schlichtweg von uns erwartet.
Eine andere Sache, die ich in der Schule gelernt habe, ist: Unterricht ist das Wichtigste! Das ganze läuft so ab: man sagt im Unterricht, dass es einem schlecht geht. Wenn man nun Glück hat, schickt der Lehrer dich raus, schickt dir einen Freund mit und bietet dir fast schon an, dich persönlich nach Hause zu fahren, sollten deine Eltern dich nicht innerhalb der nächsten zwei Minuten abholen. Meistens jedoch sind da die Lehrer, bei denen du den Klassenraum erst verlassen darfst, wenn du wegen deiner Gesichtsfarbe schon mit einer Leiche verwechselt wirst. Einen Freund zur Unterstützung darfst du natürlich nicht mit ´rausnehmen. Die Nerven dieser Lehrer sind schon überstrapaziert, wenn du überhaupt nur fragst, ob du den Raum verlassen darfst, um frische Luft zu schnappen. So liege ich dann leichenblass auf dem Flur, mein Mageninneres ist kurz davor, die Welt draußen zu erkunden. Anstatt mir zu gestatten, meine Eltern anzurufen, damit sie mich aus dieser folternden Lage erlösen, wird meiner Freundin, die mir die Haare beim Übergeben zurück gehalten hätte, angemeckert, dass sie wieder hinein in den Klassenraum gehen müsse. Wenn sie dann erwidert, dass ich aber dringend Hilfe brauche (nicht, dass man mir das aus 30 km Entfernung angesehen hätte), ignorieren besagte Lehrer meine verzweifelten letzten Hilfeschreie, bevor ich endgültig auf dem Flur kläglich verende. Stattdessen verkünden sie stumpf: „Unterricht ist wichtiger!“ Wohl oder Übel muss meine Freundin mich dann auf dem Flur zurücklassen. Als großes Geschenk, weil ich ja nicht wieder in den Unterricht komme, darf ich dann ab dem Moment wenigstens meine Eltern anrufen, dass sie mich abholen. Bis meine Mutter dann eintrifft, liege ich halt alleine auf dem Flur. Es reicht ja, wenn der verantwortliche Lehrer ab und zu nach mir sieht. Naja, Schule und die Kühlung beim Bestatter kann man ja mal verwechseln. Passiert den Besten.

Morgen: Das ist hier die Frage.
Irgendwann, bei mir in 934 Tagen, wird der Moment dann auch wirklich kommen, dass wir mit unserem Abizeugnis in der Hand die Schule beenden. Also die meisten zumindest. Je nach Können oder Kontostand der Eltern. An dem besagten Tag, auf den manche seit Jahren sehnlichst warten, und andere wiederum sagen, es hätte noch ein paar Jahre länger dauern können, wird den letzten auch klar werden müssen, dass ab jetzt das wahre Leben beginnt. Wie ein Sprung ins kalte Wasser.
Die letzten Wochen in der Schule haben wir noch richtig geackert, nur um das Abi zu bestehen. Natürlich kennen auch wir den Vortrag, was passiert, wenn wir unser Abi nicht bestehen. Die meisten werden es aber dann wahrscheinlich doch schaffen.
Gehen wir gedanklich die 934 Tage in die Zukunft. Nun sind die Schulflure voller Menschen, Abiturienten und ihre stolzen Eltern. Manche der Schulabgänger wissen genau, was sie mit ihrem Leben machen und erreichen wollen. Andere dagegen haben noch überhaupt keinen Schimmer, wie es weitergehen soll. Erstmal ein Jahr lang reisen und dann

wahrscheinlich studieren. Sicherlich gibt es Berufe, die man mal ausprobiert hat oder die Spaß machen würden. Aber die Erfüllung des Lebens ist noch nicht dabei. Auch die Schulpraktika, die der Einfachheit halber im Betrieb der Eltern abgesessen wurden, waren nicht der Stein der Weisen. Es sind noch so viele, die nicht wissen, wo sie im Leben hingehören.
Auf einmal soll man selbstständig sein. Es gibt keine Lehrer oder Eltern mehr, die einem sagen, was man tun soll, um irgendwann einmal ein erfolgreicher und selbständiger Erwachsener zu werden. Jetzt ist es auf einmal an der Zeit, eigene Entscheidungen zu treffen, die Auswirkungen auf das gesamte Leben haben.
Aber über allen Fragen steht dann immer noch die größte im Raum: wo gehöre ich jetzt eigentlich wirklich hin? Die Antwort ist ganz einfach, aber doch so bizarr. Wenn man sie akzeptiert, ist die Antwort…Die Schule! Sie ist der einzige Ort, wo du, seit du dich erinnerst, hingehört hast. Selbst wenn es nur wegen der SchulPFLICHT war. Hier gehören alle jungen Menschen hin, oder nicht? So war es schon immer. Und jetzt, auf einen Schlag, soll sich das ändern.
An sich stehen uns alle Wege offen und jeder muss seinen finden. Ab jetzt heißt es: irgendetwas tun. Sich selbst finden, arbeiten, studieren oder vielleicht auch eine Ausbildung machen. Solange du ins Schema passt, ist alles gut, auch wenn es sich jetzt nach Verlassen der Schule nicht so anfühlt, aber es gibt noch viele „Erste Male“ im Leben. Irgendwie wird sich unser Leben schon einfädeln und wenn nicht, landen wir wohl unter „professioneller Aufsicht“.
Am Ende erwartet uns noch die Belohnung: das Rentnerleben. Mal alle Krankheiten, Wehwehchen und Zipperlein ausgeblendet, fühlen wir uns dann jeden Tag so, als hätten wir Ferien. Jede Menge Zeit, um die Dinge zu tun, für die wir sonst nie Zeit hatten. Immer noch jeder ganz individuell.
Ich für meinen Teil sehe mich ganz klar regelmäßig im Theater bei Ballettaufführungen. Als Zuschauer, versteht sich, nicht mehr als Mitwirkende. Ich meine, ich tanze Ballett seit dem ich vier Jahre alt bin. Das Tanzen war schon immer ein Teil meines Lebens. Wenigstes das hat schon immer Beständigkeit. Wenn ich dann in meiner Theater-Oma-Zeit bin, denke ich wahrscheinlich nicht mehr an die Schule. Ich höre höchstens meinen Enkeln zu, wie sie über die Schule und ihre Lehrer lästern. Ändern wird sich das wahrscheinlich sowieso nie und alles läuft dort so weiter, wie es vor 50 Jahren schon war.

Zum Abschluss komme ich noch einmal auf die alles entscheidende Frage zurück: was mache ich nach dem Abi? Wer hätte es gedacht, mein Traumberuf ist Lehrer. Schon alleine um zu zeigen, wie man es richtig macht.

Beruht auf wahren Begebenheiten.

© fotolia.com, Konstantin Yuganov

Weil's um mehr als Geld geht!

Schreiben fördert die Fantasie.
Darum unterstützen wir gerne
den Wettbewerb „Jugend schreibt".

sparkasse-bielefeld.de